

Ausdrucksmöglichkeiten von Interviewpartner P durch Schreiben

Beispiel: Text

Mit dem folgenden Text hat Interviewpartner P seine Situation aufgearbeitet. Er drückt dies so aus: „Es war mir auch klar ich schreib das, damit ich meine Situation in Griff krieg’, damit ich weiß, damit ich irgendwann ein Punkt hab’, an dem ich sagen kann, jetzt hab’ ich’s“ (IP P, Nr. 406). Die Geschichte ohne Titel endet mitten in einem Satz. Er erklärt weshalb: „Und das war dann auch so, dass, dass im Grunde dokumentiert der Zeitpunkt, wo das dann abbricht, den Moment, wo dann alles klar war. / Ich kann das gar net, es gibt einen bewussten Moment, wo ich sagen kann, jetzt hab’ ich’s. Aber ich denk’, dass der Zeitpunkt, ich hab’ nach, danach kein Bedürfnis mehr gehabt mich damit zu befassen, weil das war dann okay“ (vgl. IP P, Nr. 431).

Der heutige Tag eignete sich hervorragend für eine ausgiebige Wanderung. Sonnenschein, ein herrlich blauer Himmel und als Krönung - Wochenende. Ausspannen, den Alltag vergessen, Zeit für sich, Zeit für eine Familie haben. Dinge, die an den Tagen zwischen Sonntag und Samstag oft zu kurz kommen konnten.

Rocky, der Hund der Familie schräg gegenüber, lief übermütig kläffend die Dorfstraße auf und ab. Dabei erzeugte er eine Staubwolke, als wäre er eine kleine Lokomotive. Es hatte schon lange nicht mehr geregnet, was die natürlich begünstigte. Nach einer Weile bemerkte der Dackel anscheinend, zu was er im Stande war und von nun an rannte er noch hektischer in der Gegend herum. Manchmal galoppierte er über hundert Meter davon, stellte sich auf und beobachtete sein staubiges Kunstwerk.

Das kleine Haus am Ende der Straße war nicht weiter auffällig; nur der große Garten außen herum, suchte in dieser Umgebung seinesgleichen. Mit einem peinlich genau ausgemessenen Gartenzaun, dem überwucherten Gartenteich und der ältesten Tischtennisplatte des Staates. Die Tischtennisplatte war so alt, dass die grüne Farbe nun eher grau wirkte und der Ball nur noch minimal sprang. Über Jahre hin war sie nicht mehr benutzt worden.

Das eigentlich bemerkenswerte dieses Gartens lag jedoch anderswo. Er besitzt etwas, was man im Grunde in einem Dschungel vermutet. Der Rasen war eine grüne Wiese, die von Mohn und Löwenzahn durchwuchert war. Mindestens zwanzig Bäume und mehrere kleine und große Sträucher bevölkerten das Grün. Vögeln, Igel, Maulwürfen und sogar einer Eichhörnchenfamilie bot das Biotop ein Zuhause. Der Gartenteich beherbergte zahlreiche Fische und Frösche. Nachts konnte man regelrechten Konzerten lauschen, wenn man nur lange genug wartete.

Die dort lebende Familie überließ den Garten größtenteils sich selbst, denn für zwei Personen, wovon eine berufstätig ist, war es nahezu unmöglich, den Garten im Zaum zu halten. Der dritte im Bunde, Steve, war noch zu klein, um in Haus und Garten mitzuhelfen, doch den Reynolds’ gefiel der große grüne Fleck in seiner Natürlichkeit am besten.

Steve war ein fideles Kind; Stundenlang hielt er sich alleine im Garten auf, entdeckte seine Welt. Natürlich hatte er auch Freunde. Man spielte Verstecken oder fangen, stritt und vertrug sich wieder, lachte, machte große Safari. Der Ideenreichtum von Kindern ist grenzenlos. Ein fröhliches und unbeschwertes Kinderdasein.

„Hast du Steve irgendwo gesehen, Paul?“ Alice hatte schon längere Zeit nach ihrem Sohn gesucht, ihn jedoch nicht gefunden.

„Keine Ahnung. Wir sollten ihn jedenfalls bald finden, denn die McQueens wollen los!“

Steve war einer der Menschen, die beinahe ausschließlich fröhlich waren. Jeder der ihn sah, bekam einen freundlichen Blick zurück. Er lachte viel und machte sehr gern Unsinn. Natürlich gab es auch Ausnahmen. Beispielsweise an Tagen, da es ihm nicht möglich war, mit seinen Freunden Fußball zu spielen, oder langgezogene Fahrradtouren mitzumachen. Dazu hatte er einfach zu wenig Kraft, weshalb es oft genug Tränen der Wut und der Verzweiflung gab. Warum konnte ausgerechnet er nicht lange laufen? Warum war gerade er ein langsamer Radfahrer? Lange konnten sich das nicht einmal Steves Eltern erklären. Sicher, der Junge war oft gestürzt oder bei den verschiedenen Tollereien seiner Kameraden leicht ermüdet, aber wer rechnet schon mit irgendeiner Anomalität?

Manche Kinder sind stärker, andere eher schwächer, doch war das seltsam? Musste man deshalb unbedingt an größere Probleme denken? Euphorisch, wie junge Eltern nun einmal sind, hätte das niemand getan! Verdacht schöpfte man erst, als Steve wegen eines verstauchten Fußes in einem Krankenhaus untersucht wurde. Steve war ohne äußere Einwirkung umgeknickt, wobei er sich den Fuß verletzte. Von einem Augenblick zum nächsten hatte sich alles geändert. Endlich bekam die Familie Antwort auf die Frage, ob mit Steve etwas nicht stimmte. Der triste, graue Dezembertag hätte nicht besser zu den Geschehnissen des Tages passen können.

Die alte Dame, etwa um die siebzig, ging unglaublich langsam, einen kleinen Einkaufswagen hinter sich herziehend, den Gehsteig entlang. Sie hatte einen mit bunten Blumen geschmückten Sonnenhut auf, ansonsten war sie der Jahreszeit entsprechend gekleidet: Mantel, Schal, Handschuhe und Winterstiefel. Alles in dunklen Farben gehalten, alles Ton in Ton. Alice blickte wehmütig aus dem Fenster. Sonnenhut und Wintermantel, dachte sie; eine fröhliche und dennoch traurige Kombination. An den Rändern des Fensters hatte sich Kondenswasser gebildet, das in geraden Bahnen über die sonst trockene Glasscheibe rann. Singvögel hatten ihr Lied längst verstummen lassen. Ein nicht ungewöhnlicher Ruf hatte sie in wärmere Gefilden gezogen. Mit gutem Grund folgten sie ihm. Zu Tausenden zogen sie davon, ließen die Kälte und Dunkelheit zurück, sorgten sich nicht einen Funken darum, was kommen mochte. Alice blickte einer Krähe hinterher.

„Mr. Reynolds,“ der Doktor blickte sehr besorgt drein „Mrs. Reynolds,“ sie drehte sich um, „es wäre mir sehr recht, wenn ich ihren Sohn eine Weile hier behalten dürfte!“

Steve saß auf Pauls Knien und blätterte in einem Kinderbuch. Er hatte die Worte des Arztes nicht registriert.

„Was ist? Ist mit Steve etwas nicht in Ordnung?“ fragte Alice, der es heiß geworden war.

Sie nahm Pauls Hand und sah Steve traurig, doch voller Liebe an.

„Bis jetzt scheint mir der Junge - viel untersucht haben wir aber noch nicht - ganz in Ordnung zu sein. Es ist nur“ der Dr. zögerte „eine Vermutung!“

„Was vermuten sie?“ fragte Paul ruhig.

„Mr. Reynolds“, der Arzt stand auf und ging zu Steve, „es handelt sich nur um einige routinemäßige Untersuchungen - kein Grund zur Beunruhigung!“

Er nahm Steve auf den Arm.

„Wann wollen sie unseren Steve untersuchen? Und - wie lange?“ fragte Alice.

„Wenn ich ehrlich bin Mrs. Reynolds, wäre ich froh, sie würden ihn schon heute hier lassen können. Zwei Tage höchstens. Doch ich möchte sie nicht drängen!“

Paul schwieg.

„Am besten, ich gehe einen Moment hinaus, dann können Sie sich miteinander besprechen.“

Dr. Rowe ließ Steve wieder hinunter. Er öffnete die Tür und ging hinaus.

„Alice,“ Paul wusste nicht, wie er es ihr erklären sollte, „du weißt, meine Aufträge können nicht warten.“

„Es geht um unser Kind, Paul. Hast du das schon vergessen?“ Alice erschrak vor ihren eigenen Worten.

„Entschuldige,“ erwiderte er kleinlaut „aber wenn ich die Arbeiten sausen lasse, wird es sehr schwierig werden, für Steve auch nur eine kurze Behandlung zu finanzieren.“

Alice wurde wütend: „Mann, glaubst du vielleicht ernsthaft, Steve wäre krank? Du hast Mr. Rowe gehört, es geht um eine Routineuntersuchung! Um etwas ganz normales, Paul.“

Sie stand auf. Mit blitzenden Augen sagte sie „Okay, okay geh´ du nach San Francisco und arbeite an deiner Karriere! Ich bleibe hier bei Steve und halte die Stellung - allein wenn es sein muss!“

Die junge Frau zwang sich mit aller Gewalt, nicht in Tränen auszubrechen. Paul merkte dennoch, dass seine Frau voller Angst war.

„Bitte nicht streiten Mammy! Daddy!“

„Alice, Alice! Wie könnte ich erwarten, Steve sei ernstlich krank? Er ist doch unser Sohn. Ich liebe ihn und ich liebe dich! Wir streiten uns nicht, mein Junge!“ sagte Paul schließlich Steve zugewandt.

Alice ließ sich umarmen, den Kuss wollte sie nicht.

„Mom, was hast du denn?“

Steve bemerkte ebenfalls, das etwas nicht stimmte. Oft hatte er bei seinen Eltern Stimmungen richtig beobachtet. Er konnte oftmals erahnen, welcher Stimmung man genau war, wusste aber bestens, gute von schlechter zu unterscheiden.

„Es ist alles in Ordnung, mein Sohn“, beruhigte Paul ihn.

„Okay, Alice, ich fahr nach Hause und hole dir was du brauchst. Steve, du darfst heute hier übernachten! Ich bringe euch gleich ein Paar Sachen und morgen komme ich wieder her. Steve, du musst mir dann erzählen wie es hier war! Alles klar?“

„Sicher, Daddy!“

Paul hatte es wieder einmal geschafft, Steve zu einem Abenteuer zu führen, wo es eigentlich nur Alltag gab. Unwillkürlich musste Alice über die Fähigkeit ihres Mannes lächeln.

„Danke, Paul!“ Alice war froh.

Die kleine Familie verließ das Arztzimmer. Der Dr. erwartete sie an einer Sitzgruppe, bestehend aus alten, abgenutzten Ledersesseln, gegenüber der Tür.

„Wie ich sehe, sind sie zu einem Entschluss gekommen.“

Alice fuhr sich durch die Haare. „Wir werden bleiben. Paul muss zwar nach San Francisco, aber den müssen sie ja nicht untersuchen.“

„Dann muss ich morgen nicht in den Kindergarten!“ Steve blickte triumphierend drein. Für ihn war das alles ein neues, großes Abenteuer.

Dr. Rowe, Alice und Steve gingen den langen Gang in die Kinderabteilung 4 C hinunter, vorbei an den Besuchszimmern, vorbei an den Aufenthaltsräumen für Patienten. Kranke Kinder liefen ihnen des öfteren über den Weg, manche an Krücken, manche - wenige - fuhren im Rollstuhl. Steve wurde den verschiedenen Schwestern und Krankenpflegern vorgestellt. Er bekam sein Bett zugewiesen, ausnahmsweise direkt neben dem, das für seine Mutter bestimmt war. Es ging nur um einige mehr oder weniger unbedeutende Routineuntersuchungen.

Paul war noch vor dem Essen gefahren, da er sich noch mit einem Auftraggeber treffen musste, der extra von der großen Industriestadt Huston angereist war. Alice und Steve gingen an diesem Abend in ein kleines Restaurant, etwa zweihundert Meter vom Krankenhaus entfernt. Zu Alices Überraschung handelte es sich nicht um Wucherpreise, wie sie sonst in der Nähe von Kliniken oder Krankenhäusern Gang und Gebe waren. Das Restaurant war sehr gemütlich eingerichtet. Man saß an massiven Holztischen, auf denen Papierblumen in Zinnvasen standen. Die Beleuchtung war etwas gedämpft, nicht zu schwach, genau richtig bemessen. Nur fünf Tische - eine einzige Bedienung, die gleichzeitig als Köchin fungierte.

Steve bestellte sich einen Hamburger. Dazu wurden Pommes und ein Salat serviert. Selbst Alice war erstaunt über die große Menge - Ihr Junge aß alles auf. Sie selbst wollte nichts; nur einen Kaffee. Hin und wieder ertappte sich die junge Mutter dabei, wie ihre Gedanken umherschweiften. Mehrmals riss Steve sie aus den Gedanken, wenn er bemerkte, dass sie ihm nicht zuhörte. Ein Mann mittleren Alters kam herein, legte Hut und Mantel, Schal ab und setzte sich, das Gesicht in ihre Richtung, an einen einzelnen Tisch - allein. Er bestellte sich einen Espresso.

„Hallo, ich bin Steve! Das ist meine Mom. „, begann Steve vorlaut zu erzählen.

„Steve, las den Herrn in Ruhe! „, befahl Alice streng. Ihr war die Situation nicht sehr angenehm.

„Hallo, mein Junge. „, erwiderte der Herr eher belustigt. „Ich bin Arthur. „, Er las weiter in seiner Zeitung.

„Ich finde den Mann nett! „, flüsterte Steve seiner Mutter zu.

Ungehalten flüsterte sie zurück: „Man spricht einen Fremden nicht einfach so an, Steve. Das tut man nicht.“

„Warum?“

„Du weißt gar nicht, wer das ist. Vielleicht ist er ein Gangster. „, versuchte Alice ihrem Sohn eine Regel, ein ungeschriebenes Gesetz, kindgerecht zu vermitteln.

„Ich finde aber, dass der Mann nett ist! „, sagte Steve stur.

Der freundliche Herr stand auf und ging zu dem Tisch der Beiden hinüber.

„Darf ich mich zu ihnen gesellen? „, fragte er.

Alice nahm Steves Jacke vom Tisch um Platz zu machen. Irgendwie stresste sie die gegenwärtige

Situation. „Aber bitte, nehmen sie doch Platz!“

„Mom kommt aus Illinois, haben sie das schon gewusst? „ Steve plapperte ungebremst drauflos, wobei er den älteren Herrn musterte.

„Nein, das wusste ich noch nicht. Aber, glaubst du nicht, es könnte deine Mom stören, wenn du das einem erzählst, den du nicht einmal kennst?“

Alice war sichtlich erleichtert, als sie bemerkte, dass der ältere Herr auf ihre zurückhaltende Art Rücksicht nahm. Er wollte der jungen Frau kein größeres Gespräch aufzwingen, den Beiden aber dennoch Gesellschaft leisten.

„Mom, kann ich noch 'ne Cola haben?“

„Das ist aber dann schon die Zweite. Hast du wirklich noch Durst?“

„Ja, bitte bestell mir noch eine, okay? „ Steve sah seine Mutter mit dem treuherzigsten Blick, den er zustande brachte, an.

Der Herr der ihr gegenüber saß, war in einen Artikel seiner Zeitung vertieft, hielt diese in der einen Hand, rührte mit der Anderen in seinem Kaffee, wobei er den Löffel auf eine besondere Art und Weise hielt. Zwischen Zeigefinger und Daumen, den Handrücken waagrecht nach oben. Den kleinen Finger streckte er vornehm nach außen. Mit dieser Haltung konnte man schnell den Eindruck gewinnen, der Herr wäre vornehmerer Herkunft, möglicherweise Schotte mit adeligem Stammbaum - blauem Blut.

„Also gut, du kannst sie haben! „ gab Alice nach. Sie rief die Bedienung zu sich, bestellte.

„Wir bezahlen auch gleich.“

„Das wären sieben Dollar und 75 Cent, bitte.“ Die Bedienung legte die Rechnung auf den Tisch.

Alice bezahlte gedankenversunken acht fünfzig.

Der alte versuchte nun doch, mit ihr ins Gespräch zu kommen: „Wie kommt es, das sie hier sind?“

„Wir sind zu einigen Untersuchungen hier. „ antwortete Alice nur kurz angebunden.

„Ach, dort vorne im Memorial, nicht wahr?“

„Ja, ja, da sind wir. „ Steve redete mit dem Strohalm in einen Mundwinkel.

„Steve, sei nicht unanständig! Entschuldigen sie bitte.“

„Ist schon in Ordnung, lassen sie nur! „ Gelassen, jedoch nicht abfällig, winkte er ab. „Darf man fragen, warum?“

„Ein unbestimmter Verdacht, nichts weiter. Eine Kleinigkeit.“

„Ah, so! „ Er zeigte sich mit dieser ungenauen Antwort zufrieden, obwohl er gerne mehr gewusst hätte. Schließlich gab er seinen Versuch, ins Gespräch zu kommen, auf und akzeptierte es, nichts näheres zu erfahren.

„Trink, Steve, wir wollen dann gehen. Außerdem gehörst du ins Bett!“

Äußerst lautstark leerte der Junge sein Glas. Irritiert sah der Tischnachbar auf, wandte seine Aufmerksamkeit aber schnell wieder der Zeitung zu.

„Also, bist du soweit? „ fragte Alice etwas genervt.

„Ja, wir können.“

„Wiedersehn!“

Endlich war Steve eingeschlafen. Immerhin musste ihm Alice einige Male das Märchen vom Sterntaler vorlesen. Wie oft hatte er es nun gehört und es wurde ihm kein Bisschen langweilig. Selbst dann nicht, wenn er einige Passagen des Textes auswendig mitsprechen konnte. Nun schlief er den Schlaf der Gerechten - ahnungslos, glücklich.

Das Telefon läutete schon zum sechsten Mal, als Paul, der so in seiner Arbeit vertieft war, es bemerkte. Müde nahm er den Hörer ab.

„Ja, Reynolds.“

„Paul ich bin's! „ Es war Alice.

„Weißt du, wie spät es ist? Es ist kurz nach vier; warum bist du wach? „ Paul war irritiert.

Alice schwieg. Sie hatte die Zeit total vergessen. Sie wollte nur mit jemandem sprechen, denn so vieles, was sie heute gesehen und gehört hatte, bereitete ihr Kopfzerbrechen. Der vergangene Abend hatte seine Spuren hinterlassen.

„Paul, sie haben heute Abend noch einige Bluttests gemacht. Nach dem geschäftigen Umhereilen des Personals zu urteilen, muss damit irgendwas nicht stimmen, aber keiner der Ärzte; nicht einmal Dr. Rowe wollte mir etwas sagen. Keiner! Kannst du kommen? Bitte!“

Paul merkte, dass seine Frau verzweifelt um Fassung rang.

„Warte, ich komme so schnell ich kann, Alice. Schläft Steve?“

„Ja. Er hat zwar gemerkt, dass etwas unvorhergesehenes geschehen ist, doch es ist ihm nicht so wichtig. Ihm gefällt es hier.“

Alice begann zu weinen.

„Steve muss etwas schreckliches haben!“ schluchzte sie unglücklich. „Eine Frau, um die vierzig, sagte mir heute Abend, dass jeder Patient in dieser Abteilung todkrank wäre. Dann hatte sie noch gemeint, ich sollte Steve von hier wegbringen. So schnell es geht.“

Paul war entsetzt. Dunkelheit beherrschte seine Gedanken. Steve - todkrank? Nein, das wollte er nicht hinnehmen, sollten sich Andere geschlagen geben; nicht aber Paul Reynolds, nicht er!

„Ich komme!“ sagte er und legte auf.

Er raste ins Krankenhaus, ließ dort den Wagen direkt im Halteverbot stehen, zog an der Eingangstür, anstatt sie aufzuschieben. Ohne zu Überlegen, rannte er in das Haus und stieß mit einer Schwester zusammen. Medikamentendosen, Gläser, Spritzen flogen umher. Paul half der verschreckten Schwester wieder auf die Beine, doch ohne ein Wort ließ er sie in den Scherben stehen.

„Wer sind sie?“ rief ihm die junge Frau hinterher.

„Paul Reynolds.“

Völlig durcheinander stolperte Paul in das Zimmer, das sich als leer erwies. Paul verließ den Raum und las das Türschild - Pflegerzimmer. Plötzlich stand Alice vor ihm. Sie umarmten sich. Alice liefen Tränen über das Gesicht.

„Endlich bist du da!“ Ihre Stimme zitterte

Er legte seiner Frau einen Arm um die Schultern. Langsam gingen sie so zu einem Aufenthaltsraum, wo sie aneinandergelehnt schwiegen.

„Alice, bitte erzähl mir genau, was passiert ist, ja?“

Sie wusste nicht, wo sie beginnen sollte. Der heutige Tag war einfach zuviel für sie gewesen. Immer wenn etwas schlimmes geschehen war, es war nicht ihnen passiert. Sie waren bisher nur Außenstehende, die das Glück hatten, davongekommen zu sein. Egal ob es Autounfälle, Finanzielle Krisen, oder Krankheits- bzw. Sterbefälle waren, es traf nie sie selbst. Jetzt erfuhren sie, was es bedeutete, ebenfalls einem harten Schicksal machtlos ausgeliefert zu sein.

„Da war eine gewisse Mrs. Schneider,“ begann Alice zu berichten, " als ich mit Steve vor Dr. Rowes Zimmer saß, um auf die neuesten Laborberichte zu warten, setzte sie sich zu uns. Na ja, wir sprachen ein wenig über dies und das, über ihre Kinder, über Steve; einfach über alles Mögliche. Ich erzählte ihr, dass Steve nicht das kräftigste Kind sei, er darum häufig stürze, weshalb wir ja hier sind. Mittendrin hat sie dann zu Weinen begonnen. Mrs. Schneider sagte mir, dass zwei ihrer Söhne an einer Krankheit, die ähnlich angefangen habe, gestorben waren. Sie sprach von Erbanlagen, Genen und solchem Zeug, als wäre sie selbst Ärztin gewesen. Schließlich sagte sie zu mir, es sähe mit Steve ganz nach der gleichen Krankheit aus.“

Alice versuchte, ein wenig zu lächeln, doch es misslang Anbetracht der schlechten Aussichten. Sie hielt Pauls Hand fester.

„Das wäre schrecklich! Es wäre das Ende!“ sagte Paul gedankenversunken.

Wie konnte diese taktlose Mrs. Schneider behaupten, sein Sohn leide an einer tödlichen Krankheit? Etwas hoffnungsvollere Worte hätten auch nicht geschadet.

„Ach, Alice; es wäre meiner Meinung nach besser, wir würden auf die endgültige Diagnose warten. Möglicherweise hat die Schneider viele Erfahrungen gemacht, aber ich werde niemals die Hoffnung aufgeben, dass Steve jetzt, am Anfang seines Lebens nicht schon am Ende ist!“

Er küsste Alices Hand.

„Las es uns gemeinsam durchstehen, okay? Es wird alles in Ordnung kommen, das glaube ich wirklich, Liebes.“

Alice atmete tief durch. Paul hatte recht, es nützte niemandem etwas, zu resignieren - vor allem Steve hätte nicht das geringste davon und er allein war es, den sie über Alles liebte.

Der nächste Morgen begann sehr ruhig. Paul hatte Kaffee geholt, den er sich aus Hektik zur Hälfte über die Hand goss, obwohl keine Eile notwendig gewesen wäre. Alice hatte ihren Sohn mittlerweile angekleidet und saß mit ihm beim Frühstück. Steve hatte ausgesprochen gut geschlafen. Nun harrete er der Dinge, die da noch kämen. Anschließend saßen die drei wieder vor Rowes Zimmer, der schließlich mit fliegendem Kittel angelaufen kam.

„Morgen zusammen!“ hatte er nur kurz gerufen.

Er sperrte auf und bat die Familie herein.

„Gerade habe ich Steves Blutwerte aus dem Labor bekommen. Ich muss gestehen, ich habe kein anderes Ergebnis erwartet.“

„Mit Steve ist alles in Ordnung, nicht wahr?“ äußerte Alice flehend ihre Hoffnung. Sie lächelte Paul unbeholfen an, doch er verzog keine Miene.

„Leider kann man es so nicht ausdrücken, Mrs. Reynolds!“

Sie stand auf. Gerade hatte ihr jemand sehr hart, beinahe eiskalt die niederschmetternde Wahrheit ins Herz gestoßen. Alice rang die Hände. Sie war kreidebleich geworden. Paul saß auf dem Stuhl, unfähig irgend etwas zu sagen, unfähig sich zu bewegen, wortlos. Minutenlang herrschte gespannte Stille.

„So sagen sie doch was, Doktor!“ forderte Alice eine längst überfällige Antwort ein.

„Ich werde offen reden. Ich sage ihnen nun alles, was wir bisher über Steves Problem wissen. Diese Krankheit kann nur durch die Mutter vererbt werden. Es handelt sich dabei um einen Defekt in der Erbinformation des Menschen, dessen Auswirkungen sehr unterschiedlich sind. Die verschiedenen Formen dieser Erkrankung wurden nach ihren Entdeckern benannt. Beispielsweise Duchenne - übrigens die aggressivste Form der Krankheit.“ erklärte Dr. Rowe die Situation sachlich.

„Wissen sie, an welcher Form Steve erkrankt ist?“ fragte Alice mit tonlosen Worten.

Rowe zögerte.

„Wir vermuten, es ist die Duchennsche Form der Muskeldystrophie, sind aber noch nicht absolut sicher.“

Paul war schockiert. Alle Pläne, die er mit seinem Sohn und Alice hatte, waren mit einem einzigen Windhauch zunichte gemacht worden. Hin und wieder gab es in ihrer Tageszeitung Berichte über Forschungen auf diesem Gebiet, deshalb wusste er in etwa, welches Schicksal sie ab sofort zu tragen hatten.

Paul hob seinen Sohn auf. Steve konnte nicht begreifen, um was es ging, er wusste aber dennoch, dass seine Eltern traurig waren, was ihn sehr beunruhigte. Paul küsste ihn liebevoll auf die Stirn.

„Was heißt das für Steve, Herr Doktor?“

Rowe erklärte weiter „Dieser Defekt - der Erbinformation - verhindert, dass der Organismus das muskelerhaltende Dystrophin produziert. Die Betroffenen Partien werden in Bindegewebe - nicht in Fett - umgewandelt. Feststellen lässt sich der Fehler durch Bluttests. Anhand der Enzymaktivitäten kann man schließlich eine Diagnose stellen. Steves Anteil an Creatinkinase ist über sechzigmal so hoch - er liegt bei etwas über 3300 Mikroeinheiten pro Milliliter Serum - , wie er normalerweise sein sollte. Normal wären etwa 50. Aufgrund der deshalb auftretenden Schwäche der Muskulatur, sind Kontraktionen der Gelenke nicht zu vermeiden. Einzig durch physiotherapeutische Hilfe wird es möglich sein, diese Versteifung zu bremsen. Aufhalten lassen sich die Veränderungen jedoch nicht. Da es sich um eine progressive, also fortschreitende Krankheit handelt, werden bald Herz und Lunge angegriffen sein. Nichts wird an Beatnungsmaßnahmen vorbeiführen, weil Steve nicht mehr in der Lage sein wird, selbst zu atmen, denn seine Lungen werden nicht mehr die Kraft dazu haben.“

Alice schwieg. Sie ging sehr langsam rückwärts, als wollte sie vor einer Bedrohung weichen. Sie stieß an ein Regal. Paul starrte Dr. Rowe fassungslos an.

„Was passiert dann?“

Der Doktor stand auf und sah aus dem Fenster, es war ihm sichtlich unangenehm, den verzweifelten Blicken des jungen Ehepaares ausgeliefert zu sein.

„Steve wird der Unterbelüftung seiner Lungen erliegen.“

„Es gibt keine Zweifel?“ fragte Paul.

„Nein, es tut mir leid Mr. Reynolds! Ich werde mich um eine krankengymnastische Behandlung in

ihrer näheren Umgebung bemühen, die sie mit Steve bitte regelmäßig aufsuchen. Mehr gibt es im Grunde nicht zu tun.“

Paul hatte genug „Komm, Alice - Steve wir können wieder nach Hause. Trotz dieser Mitteilung möchte ich ihnen danken, Herr Doktor; danke für ihre Offenheit. Auf Wiedersehen.“

Alice starrte noch immer aus dem Fenster auf die regennasse Straße hinunter. Erst als Paul sie mehrmals angesprochen hatte, zeigte Alice eine Reaktion. Paul führte seine völlig verstörte Frau an der Seite, Steve an der Hand, hinaus.

„Ich werde mich nochmals melden, Mr. Reynolds. Alles Gute. Wiedersehen Steve.“

Auf der Heimfahrt sprach niemand ein Wort. Paul fühlte sich wie in Watte verpackt. Steuerte er den Wagen? Die Mittelstreifen auf der Straße zogen unter dem Auto vorbei. Unaufhaltsam verstrich die Zeit. Hin und wieder wurde das Dunkel vor ihnen von entgegenkommenden Fahrzeugen erhellt, was Paul jedes Mal kurz hoffen ließ. Es war einem Tunnel gleich; dem Tunnel des Lebens, dem Tunnel der Zeit. Keiner weiß, was in der Dunkelheit dort vorne wartet. Man kann nur in etwa erahnen, was auf einen zukommt, doch auf unbekanntem Gebiet ist das beinahe ein unmögliches Unterfangen. Manchmal kann man von Weitem einen Zielpunkt erkennen, diesen dann sogar ansteuern, aber es kann sich ebenso gut um ein Irrlicht handeln.

Jetzt war es wichtig, abzuwarten, was man mit den unmittelbaren Situationen und Gegebenheiten tun konnte. Langfristiges Planen war unmöglich geworden. Der leichte Bodennebel ließ die Strahlen der Scheinwerfer wie Arme, die sich un stetig über die Landschaft erstrecken, erscheinen. Den Klauen des Schicksals konnte man nicht, oder nur unter höchsten Anstrengungen, entfliehen. Zeit kann nicht wiedergegeben werden; sie verstreicht unausweichlich in ihrem harten und doch so vertrauten Ticken.

Die Nachricht von Steves Erbkrankheit schlug bei Verwandten und Bekannten wie eine Bombe ein. Niemand war aber in der Lage, die Familie zu trösten. Es gab zwar den einen oder anderen gut gemeinten Rat, sie sollten doch zu diesen und jenen Spezialisten fahren, dies brachte insgesamt gesehen jedoch nichts ein.

Eine große Unsicherheit hatte sich vor allem in der Verwandtschaft breit gemacht. Junge Paare, die schon verlobt waren, junge Ehepaare, oder Angehörige, die schon verheiratet waren, aber noch keine Kinder hatten, ließen ihre Eigenschaft im Hinblick auf eine myologische Krankheit untersuchen. Leider waren die Ergebnisse nicht selten schlecht, was in der ganzen Verwandtschaft zu Missstimmungen geführt hatte. Einige Frauen und Mädchen der Großfamilie bekamen eine Konduktorinneneigenschaft diagnostiziert, was bedeutete, dass zukünftige Kinder männlichen Geschlechts mit der Wahrscheinlichkeit von 2:1 ebenfalls an dieser Erkrankung leiden würden.

Es stellte sich bei intensiven Erkundungen des Familienstammbaums außerdem heraus, dass bislang zwei entfernte Cousins der Muskeldystrophie erlegen waren und ein dritter noch lebte.

Alices Schwester, die ein 3-jähriges und ein 4-jähriges Töchterchen hatte, ließ auch sie untersuchen. In einem erstaunlich verständnisvollen, dennoch ziemlich hoffnungslosen Brief, teilte sie Alice und Paul mit, dass die beiden Kinder angeblich an einer Gliedergürtelmuskeldystrophie erkrankt seien. Da die Problematik, wie Steve damit konfrontiert war, jedoch nur auf Jungen zutreffen kann, reagierte einer der Ärzte leicht hysterisch. Logischerweise konnte Steves Krankheitsbild nicht richtig sein, worauf besagter Arzt die Reynolds telefonisch von der neuen Erkenntnis unterrichtete. Angeblich soll Steve also nicht die Form, die nach Duchenne benannt wurde, haben, sondern die nach Becker-Kiener. Der Jubel war unbeschreiblich, weil die Krankheit in dieser Form, nach Angaben des Arztes, ganz anders verlief, eine relative genaue Definition der Lebenserwartung deshalb nach oben hin unfeststellbar wäre.

Der Briefwechsel zwischen Alice und ihrer Schwester war seitdem nicht mehr von hoffnungslosen Worten geprägt. Nach einiger Zeit musste dann auch die Diagnose, welche bei ihren Töchtern gestellt wurde, revidiert werden, denn sie waren nicht erkrankt, sondern lediglich Überträgerinnen.

Langsam stellte sich bei den Reynolds jene Isoliertheit ein, die einen dann beschleicht, wenn man bemerkt, dass man mit seiner Situation allein auf weiter Flur steht. Wenn man ein tragischer, vieldiskutierter Einzelfall geworden ist.

Nachdem sich die Nachricht in der umliegenden Nachbarschaft herumgesprochen hatte, wurden die sonst so häufig vorgekommenen Besuche weniger, was vor allem Alice sehr schlecht bekam. Die vormals zum Teil recht herzlichen Beziehungen brachen ab. Oft saß Alice Stundenlang allein und grübelte. Paul hatte sich viele Fachbücher über Muskelkrankheiten besorgt, in denen er ständig las, um ein fundiertes Wissen zu bekommen. Nun saß er entweder an seinen Aufträgen, oder über den Büchern.

Mit 11

Mit dem Schulwechsel begann schnell ein neuer Lebensabschnitt für Steve. Die Krankheit war in den letzten drei Jahren zusehends fortgeschritten; Steve konnte darum nicht mehr am Sportunterricht teilnehmen. Stattdessen fuhr er mit Alice zweimal pro Woche zur Krankengymnastik.

Nach zahlreichen Gesprächen mit Steves Lehrern, dem Direktor und dem Elternbeirat, entschlossen sich Paul und Alice, Steve auf eine andere Schule zu schicken.

Das Schulgebäude war äußerlich kaum von einer anderen Schule zu unterscheiden. Lediglich eine Betonrampe erinnerte an den eigentlichen Zweck der Einrichtung. Mit großen Augen ging Steve hinter seinen Eltern her - zum Schulleiter - begierig, jeden neuen Eindruck aufzusaugen.

Um zum Direktor zu gelangen, mussten die drei in den 2. Stock hinauf. Alice und Paul benutzten den Lift, doch Steve weigerte sich strickt, einzusteigen.

„Den Aufzug benützen? Fällt mir ja gar nicht ein. Ich gehe zu Fuß!“

„Meinst du denn nicht, es...“

„Nein, Mom!“ unterbrach Steve bestimmt. Als ob er, Steve Reynolds, nicht Treppen steigen könnte.

„Pah!“ dachte er laut.

Paul hatte es sich schon längst abgewöhnt, mit seinem eigenwilligen Sohn zu diskutieren.

„Alice, lass ihn doch! Irgendwie finde ich, dass er Recht hat.“

Die Tür des Aufzugs ging zu.

„Steve wird früh genug mit dem Ding hier fahren müssen, also versuche, ihm diese Freude zu lassen.“

„Du hast Recht. Mir gefällt nur nicht, dass du immer wieder mit dem *Steve wird früh genug*“; Alice verdrehte demonstrativ die Augen, „daherkommst, Paul.“

Steve kletterte langsam, sehr mühsam, teilweise mit den Händen auf den Stufen abgestützt, die Treppe hinauf. Ein anderer etwas älterer Junge überholte ihn und sagte „Sieht so aus, als wärst du ein neuer! Hi, ich bin David Baldwin, aus der Achten.“

„Hi, Steve Reynolds. Komme vielleicht hier an die Schule.“ stieß er hervor.

„Das ist schön. Es ist übrigens keine Schande, mit dem Lift zu fahren!“ lächelte David vergnügt.

Endlich erreichten sie den 1. Stock. David eilte mit seinen knallroten Krücken zum Aufzug und drückte den Knopf.

„Beam mich hoch, Scotty!“ sagte er albern.

Steve schnaufte erschöpft. Plötzlich knickte sein rechtes Knie nach vorne weg. Schon lag Steve auf dem Rücken.

„Scheiße!“ lachte er eher vor Schreck, als vor Ärger.

Auch David musste lachen. Es war keine spottende, sondern eine mitfühlende, fast ermutigende Geste. Glücklicherweise kam genau in diesem Augenblick ein Lehrer vorbei, der zum Lehrerzimmer unterwegs war. Er kniete sich neben Steve auf den Fußboden.

„Na, mein Lieber; alles in Ordnung?“ fragte er freundlich.

„Mir ist nichts passiert, danke!“ sagte Steve.

„Okay, dann richten wir den Baum wieder auf.“

Der freundliche Lehrer stellte Steve wieder auf die Beine „Ich bin Eddie, Geschichtslehrer in der sechsten. Jetzt muss ich allerdings zu einer Lehrerbesprechung; mach's gut!“

„Danke Mr. - äh - Eddie!“

„Also,“ David tat so, als wollte er eine große Rede halten, „du fährst jetzt mit dem Aufzug in den Zweiten und wenn du da oben bist, gehst du nach links, da ist das Zimmer vom Häuptling. Bis irgendwann; ich muss zum Unterricht.“

„Ciao, David!“

David "rannte" davon.

„Er hat es sich wohl anders überlegt!“ sagte Paul zu Alice, als er Steve aus dem Lift kommen sah.

Paul klopfte an der Tür zum Sekretariat. Sie öffnete sich und heraus trat ein rundlicher, etwas untersetzter älterer Herr, der sich bald als Direktor der Schule vorstellte.

„Du bist also Steve.“ lächelte der Direktor, „es freut mich, deine Bekanntschaft zu machen!“

„Guten Tag, Sir!“ grüßte Steve.

Man schüttelte Hände, tauschte oberflächliche Freundlichkeiten aus, lächelte. Kurze Zeit später saßen die Drei bei Kaffee und Tee im Büro des "Häuptlings", wie der Direktor von David genannt worden war.

„Vielen Dank, dass sie so schnell auf unser Schreiben reagiert haben, Mr. Smith. Sie wissen ja, wie wichtig uns dieser Besuch ist.“ sagte Paul.

„Das ist eigentlich nicht der Rede wert! Für mich ist so etwas selbstverständlich, Mr. Reynolds. So, Steve, jetzt zu dir; erzähl mir doch einmal, warum du in diese Schule kommen möchtest!“ forderte der Schulleiter den Jungen auf.

Paul begann zu reden: „Hauptsächl ich deshalb, weil Steve nicht mehr...“

Mr. Smith hob die Hand, worauf Paul schwieg.

„Sag du es mir bitte selbst, mein Junge!“

Steve wunderte sich über die seltsame Anwendung des alten Herrn.

„Ich hatte oft Ärger mit den Anderen in meiner Klasse. Sie haben genau gewusst, dass ich nicht lange gehen, oder stehen kann, aber da hat man sich trotzdem über mich lustig gemacht. Meine Eltern sind darum einmal mit mir zum Schulleiter gegangen. Der hat uns dann ziemlich dumm angerebet, davon, dass er leider nicht das Geld hätte, einen Aufzug zu bauen und dass er gerne einen installiert, wenn wir ihn selbst bezahlen. Außerdem haben mir meine Eltern gesagt, hier könnte ich Krankengymnastik haben, ohne ständiges Herumfahren.“

„Ja, Steve. KG ist fast das wichtigste.“ bestätigte Smith nickend.

Alice lächelte ihren Mann froh an.

„Außerdem hat mir Dad gesagt, hier in dieser Schule käme es nicht auf Schnelligkeit an.“

Steve bekam feuchte Hände, denn er hatte nie mit einem Fremden über solche Probleme gesprochen. Er war es gewohnt, nicht gefragt zu werden. Ging es um Steve, fragte man nur seine Eltern, als existierte er gar nicht. Der Direktor war anders. Er wollte mit Steve reden; nur mit Steve. Paul musste sich unerhört anstrengen, nicht loszuquasseln. Zu jedem Wort, das Steve sagte, hätte er noch etwas hinzufügen wollen. Alice hielt seine Hand.

„Sag mir, was du gerne machst! Welche Hobbys hast du so?“

„Ach,“ Steve überlegte kurz „Modellbau gefällt mir, ich höre gern Kassetten, lesen mag ich auch sehr. Und - Zeichnen. Technik interessiert mich noch - das ist alles.“

„Was malst du?“ forschte Direktor Smith.

„Phantasiebilder, Flugzeuge, Autos. Was mir gerade einfällt.“ zählte Steve auf.

Alice legte ihre Hand auf Pauls Schulter.

„Zeig dem Direktor Steves letztes Zeugnis.“ murmelte sie.

Paul nahm es aus einer Tasche und drückte es dem Direktor in die Hand, der es aufmerksam durchlas. Nachdem er es gelesen hatte, sah er Paul ernst an.

„Ich sehe, sie wissen, was ich meine.“ sagte Paul.

„Durchaus - durchaus!“ bestätigte Smith, „Steve, ich meine, es gibt viel zu tun für uns Beide.“

Steve wurde traurig. Was wäre, wenn er diese Schule nicht besuchen könnte? Bestimmt würde er früher oder später als einer von vielen auf der Straße sitzen und sich Tag für Tag erfolglos bei den Behörden nach einem Job erkundigen. Deshalb hoffte er, die schlechten Noten würden sich nicht negativ auswirken.

Trotzdem fragte er vorsichtig: „Die Noten sind zu schlecht, oder?“

„Jetzt aber mal langsam, Mr. Steve Reynolds!“ bremste Smith die Ängste des Jungen. „Das läu ft schon irgendwie. Wenn auch du den Willen dazu hast, klappt es hundertmal!“

Alice und Paul atmeten auf. Steve bekam wieder eine neue Chance auf den Schulabschluss.

„Kennst du schon jemanden hier?“ fragte der Direktor.

„Ja, einen! David Baldwin aus der Achten.“

Steve lächelte.

„Gut Steve. Ich hole jetzt David herauf. Mit ihm kannst du dir draußen die Zeit vertreiben, während ich noch mit deinen Eltern allein spreche, Okay?“

Der Junge sprang erfreut vom Stuhl. Smith drückte einen kleinen roten Knopf an der Schreibtischkonsole.

„Ms. Lewis, bitte rufen sie mir David Baldwin herauf.“

Lautes Klopfen verriet Davids Anwesenheit. Sekunden später spechtete er in das Zimmer hinein.

„Mr. Smith, hier bin ich!“ schnaufte er.

„Sag mal, bist du geflogen?“ wollte der ältere Herr wissen.

„Nein, nein! Ich hab mich beamen lassen, Herr Direktor.“ scherzte David fröhlich zurück.

Steve kicherte über diese Angelegenheit. Der Direktor, den er aus seiner Schule kannte, war im Gegensatz zu Mr. Smith ein richtiges Schreckgespenst gewesen. Mit dem hätte man keine Scherze solcher Art machen können. Paul und Alice freuten sich ebenso über die familiäre Atmosphäre.

„David, bitte zeig Steve unsere Einrichtung; aber nur den zweiten Stock - den Rest mache ich selbst!“

„Geht klar!“

Steve und David gingen hinaus.

„Bitte entschuldigen sie, wenn ich vorhin etwas falsch war, aber ihr Sohn schien mir sehr angespannt gewesen zu sein. Es war meine Absicht, ihm Sicherheit zu geben!“ sagte Smith.

„Ist kein Problem, Herr Direktor.“ erwiderte Alice knapp.

Mr. Smith nahm erneut das Zeugnis vom Tisch. Ein zweites Mal las er es sehr sorgfältig durch.

„Wie kommt er zu den schlechten Zensuren?“ fragte er, die Brille in das Etui steckend; „Steve schien mir doch sehr intelligent - seine frühere Schule muss wohl ziemlich schlecht gewesen sein, nicht wahr?“

„Das ist auch unsere Meinung,“ sagte Alice beipflichtend.

Paul erklärte: „Naja, Sport ist klar; mit Mathematik hatte er aber immer schon seine Probleme gehabt. Damit kann er kaum etwas anfangen. Sie sollten einmal sehen, wie es bei uns zugeht, wenn es um Steves Mathehausaufgaben geht. Wahnsinn - er hasst dieses Fach abgrundtief!“

„Vor einigen Monaten hatte er sich dann geweigert, auch nur das Buch aufzuschlagen. In der Klasse konnte er kaum noch beruhigt werden. Es muss schlimm gewesen sein - richtig jähzornig!“ Alice warf Paul einen schnellen Blick zu. „Sein Lehrer hatte uns bei einer kurz darauf angesetzten Unterredung vorgeschlagen, wir sollten Steve von der Schule nehmen. Er meinte sogar, er gehöre auf eine Schule für Lernbehinderte“, ergänzte sie mit bitterem Unterton.

Smith winkte ab.

„Das halte ich für die Aussage eines inkompetenten Menschen! Steve ist gut in Englisch, Kunst und Geschichte. Ach - glauben sie mir, Steve wird auch in der Mathematik mindestens ein durchschnittlich guter Schüler. Und was Sport betrifft, wird er - das ist ein Versprechen - nie wieder eine Sechser abliefern müssen.“ Er stand auf, „Sehen sie sich diese Photos an und sie sind ebenfalls davon überzeugt!“

Der Direktor nahm einen Ordner aus dem Regal, welcher mit den Worten "Rolli-Sport" beschriftet war. Alice nahm den Ordner entgegen. Sie öffnete ihn interessiert. Paul stand hinter ihr. Gemeinsam betrachteten die Beiden die Bilder. Darauf waren Rollstuhlfahrer abgebildet, die Basketball, Tischtennis oder Hockey spielten. Auf einem Bild sah man eine Wettfahrt im Schieberollstuhl. Alles Sportarten, die es auch auf Regelschulen gab, nur, dass sie hier von Behinderten Jungen und Mädchen durchgeführt wurden. Paul lächelte froh. Sein Sohn würde also kein vereinsamter, zurückgebliebener Behinderter werden.

Während Alice mit Paul den Ordner durchsah, erzählte der Direktor weiter. „Wir haben schon oft Kinder wie Steve eines ist, unausgeglichen, wütend, oppositionell, zu uns bekommen, doch meistens, im Grunde genommen fast immer, hatte sich herausgestellt, dass sie körperlich bedingt überfordert waren. Sehr bedauerlich ist außerdem die Tatsache, dass man offensichtlich nicht daran dachte, Rücksicht zu nehmen. Leider ist das in anderen Schulen gar nicht realisierbar.“

Paul berichtete zögernd. „Steves hartes Wesen - man kann sich das nur schwer vorstellen, dass er das

besitzt - hat uns schon häufig zutiefst erschreckt! Wenn er von der Schule kommt, ist er unansprechbar. Er knallt seine Schulsachen oft dermaßen in die Ecke, dass uns hören und sehen vergeht. Dann hockt er sich vor den Fernseher und schaltet alle Sender durch - wahllos. Ich denke, er will damit aus dieser, lassen sie mich sagen“er überlegte, „grausamen Welt, flüchten.“

Er streichelte Ihre Hand.

„Manchmal ist er unausstehlich - furchtbar, wirklich schlimm!“ warf Alice ein. „Andererseits ist er immer wieder in Situationen, die es Paul und mich nachvollziehen lassen, warum er so ist.“

Sie erinnerte sich an einen sonnigen Tag im April; vor wenigen Monaten. Steve war gerade von der Schule gekommen, ging langsam, mit Blick auf dem Boden, zur Veranda. Auf dem Weg ließ er seine Schultasche fallen. Es kümmerte ihn nicht, dass die Tasche mitten auf dem Hof lag. Er stieg die drei Stufen hinauf. Plötzlich, er stand schon vor der Haustür - er wollte aufsperrn - verließ ihn die Kraft. Seine Füße trugen ihn nicht mehr und der Junge landete hart auf dem Holzboden. Alice hatte es von drinnen gesehen, worauf sie hinausrannte, um ihrem Sohn auf die Beine zu helfen. Steve aber wollte keine Hilfe. Auf dem Boden liegend schrie er seine Wut, seine Hilflosigkeit und Angst hinaus. Angst hatte er - vor sich selbst, vor den Auswirkungen seiner Krankheit, die er in ihrer unerbittlichen Realität noch nicht kannte und Angst vor der Einsamkeit. An diesem Tag musste Alice schmerzlich erfahren, dass ihr Sohn nicht mehr das kleine Kind war, das vor ein paar Jahren noch nicht verstehen konnte, dass es jemals mit einem solchen Schicksal zu kämpfen haben würde.

Alice zuckte zusammen, als sie bemerkte, dass sie der Direktor angesprochen hatte.

„Doch ich bin der Meinung, ein Tapetenwechsel kann bei solchen Kindern wahre Wunder wirken. Meiner Meinung nach, wäre es für ihren Sohn sehr wichtig, unsere Schule zu besuchen. Wahrscheinlich werden sie drei alles sehr bald in den Griff bekommen haben.“

Smith stand auf.

„Wenn sie möchten, zeige ich ihnen jetzt noch einiges in unserem Haus hier.“ bot der Schulleiter an.

Gerne nahmen Paul und Alice das Angebot wahr. Sie folgten Mr. Smith Hand in Hand hinaus. Steve saß mit seinem neuen Freund bei einer Sitzgruppe. Sie lachten fröhlich.

„Danke, David!“ sagte Smith. „du kannst wieder in deine Klasse gehen! Sag der Lehrkraft einen schönen Gruß von mir.“

„Ciao, David; ich freue mich schon darauf, wenn ich hier zur Schule gehe.“

„Bis bald!“ versprach David. „Wiedersehen Mr. und Mrs. Reynolds.“

Der Aufzug schloss sich.

„Wie ich sehe, hast du schon einen Freund gefunden. Toll!“ freute sich Paul.

Steve war glücklich. „David ist ein netter Kerl. Er malt auch h.“ Er lächelte froh.

Die breiten Gänge des Schulgebäudes waren hell und freundlich ausgestattet. Man hatte nicht den Eindruck, sich in einer Schule zu befinden, dazu trug die wohnliche Atmosphäre maßgeblich bei. An den Wänden waren Geländer angebracht, die Kindern und Jugendlichen, welche nicht so sicher auf den Beinen waren, Halt boten. Überall hingen farbenprächtige Bilder an den Wänden. Auch große Zimmerpflanzen, eine Vitrine mit Pokalen.

Alice tat sich etwas schwer, entspannt zu bleiben. Hier liefen Kinder herum, die einen Helm aufhaben mussten, Kinder, die sich mit verschiedenen Gehapparaten fortbewegten; Kinder, denen man Tücher auf die Brust legte, damit ihre Kleidung nicht vom Speichel, der ihnen aus dem Mund lief, nass wurde. Sollte Alice ihren Sohn wirklich hier zur Schule gehen lassen? Sie war sich, trotz des erfreulichen Gespräches mit dem Direktor, nicht mehr sicher, ob es eine richtige Entscheidung wäre. Die junge Mutter musterte Steve genau. Wie ging es ihm wohl mit all diesen Eindrücken? Würde er selbst, trotz der vielen behinderten Kinder, hier bleiben wollen? Alice entschied, sie würde Steve dorthin schicken, wo er es für richtig hielt.

Paul ließ sich von Mr. Smith alle Einzelheiten genau erläutern. Sie waren in ein angeregtes Gespräch vertieft. Er, Paul, bemerkte nicht, dass seine Frau solchen Gedanken nachhing. Er war eher an den "technischen", den Methodischen Dingen interessiert. Steves künftiges Befinden schien für Paul nur eine Nebensache zu sein. Ihn beeindruckten die Äußerlichkeiten der vorbeikommenden Kinder kaum. Steve schlenderte an seiner Hand hinterher und beobachtete die Vorgänge mit Habichtsaugen. Nichts blieb ihm verborgen.

„So, gleich kommen wir zu den Räumen für die Krankengymnastische Behandlung.“ sagte Smith eher beiläufig.

Sofort wandte er sich Paul wieder zu. Der Schulleiter klopfte kurz an einer Tür und trat ein. Eine Frau mittleren Alters behandelte gerade ein kleines Mädchen, dass bei dem Geräusch der zugefallenen Tür heftig zusammenzuckte. Die Therapeutin fuhr herum.

„Wer schmeißt diese idiotische Tür schon wieder so fest...“ sie hielt inne. " Oh, sie sind's, Mr. Smith!“

„Entschuldigung, ich vergesse es so oft!“ sagte Smith kleinlaut.

Das Mädchen auf der Liege begann zu lachen. Sie artikulierte einen Satz, den Paul, Alice und Steve nicht verstanden. Die Worte waren zu undeutlich.

„Ach Sarah,“ lachte Smith „ich werde halt schon älter, dass musst du mir schon nachsehen.“

Die Krankengymnastin stand auf. Liebenswürdig begrüßte sie Steve.

„Guten Tag, Mr. und Mrs. Reynolds. Mein Name ist Jodie.“ Stellte sie sich vor.

Wieder sagte das Mädchen etwas; erneut waren die drei ratlos. Paul fragte Mr. Smith zögernd, was sie gesagt hätte.

„Nun, ganz einfach! Sie sagte *Guten Tag, ich bin Sarah* Mr. Reynolds.“

„Im Grunde ist es nur eine reine Gewohnheitssache, Sarah zu verstehen. Reine Übung!“ erklärte Jodie.

„Jodie ist unsere Therapeute.“

Alice wunderte sich. Heute waren sie zum ersten Mal hier, weshalb wusste dann jemand ihren Namen?

„Ich habe mir erlaubt, dem KG-Team von ihrem Besuch zu erzählen.“

Jodie ging wieder zu ihrer Patientin.

„Machen sie sich keine Sorgen! Sarah erlaubte mir, dass wir eine Weile hier sind.“ versicherte der Direktor, der die Unsicherheit der drei Besucher bemerkt hatte.

Man setzte sich. Paul bereitete die Situation Unbehagen. Mit ruhigen Anweisungen führte Jodie Sarahs Behandlung fort. Unter teilweise großen Anstrengungen folgte sie den Forderungen. Schließlich stand sie an einer Sprossenwand, Jodie holte den Rollstuhl näher, worauf sich Sarah in den Stuhl zurückfallen ließ. Sarah fuhr einen Elektrorollstuhl. Sie wurde angegurtet, verließ das Zimmer.

„Sarah hat eine Spastik aufgrund von Sauerstoffmangel bei der Geburt.“ erklärte Jodie den fragend dreinblickenden Gästen. „Mit dieser Behandlung soll die fortwährende Spannung der Muskulatur gelockert werden. Dazu braucht man viel Ruhe - und wenn die ohne Vorwarnung unterbrochen wird, geschieht das, was sie vorhin gesehen haben. Sarah ist ziemlich erschrocken. Bei Steve, das wissen sie ja sowieso, ist wieder eine andere Vorgehensweise nötig.“

„Wir führen im Übrigen auch Beatmungstraining durch. Außerdem gibt es für die Kinder Fahrräder - Dreiräder um genau zu sein“ warf Smith nicht ohne Stolz ein.

„So ist es. Du wirst auch Fahrradfahren, wenn du bei uns bist, Steve. Das kannst du doch, oder?“

„Ich habe es vor ein paar Jahren noch gekonnt, aber das ist leider vorbei.“ bedauerte Steve.

„Na, das wird sich bald ändern, Steve!“

Paul fragte „können wir uns ein solches Fahrrad näher ansehen?“

Er konnte sich nicht vorstellen, wie diese Dreiräder gebaut waren, um nicht hoffnungslos kindlich auszusehen. Jodie führte sie den Gang hinunter, zu einem anderen Zimmer, wo die Räder standen. Sie waren eigentlich von der Größe eines Fahrrades für Jugendliche. Nur dass hinten zwei Räder an einer Achse gelagert waren. Manche dieser Fahrräder hatten etwas umständliche Gestänge am Sattel, von denen schwarze Klettbander herabhingen. Damit sollten wohl Kinder und Jugendliche, die unsicher saßen, angegurtet werden.

„Willst du mal fahren?“bot Jodie an.

Er zierte sich ein wenig, weil ihm die Geräte noch etwas fremd vorkamen, doch es gelang Jodie, ihn zu überreden. Paul setzte ihn auf das Rad. Steve fuhr los. Sein skeptischer Gesichtsausdruck änderte sich zu einem glücklichen Lächeln.

„Dad, Mom, seht her! Ich kann doch noch Rad fahren. Ich kann es, ich kann es!“

Paul nahm seine Frau an der Hand, ließ nach einer Weile wieder los und umarmte die völlig verduztzte

Krankengymnastin.

„Danke! Sie - sie sind wunderbar. Danke!“ Paul verbiss sich eine Träne.

Steve hatte eine verlorene Fähigkeit wiedergewonnen. Egal, wie lange sie bleiben mochte, und wenn es nur für die nächsten paar Wochen wäre, sein Sohn konnte jetzt wieder fahren. Alice wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie war vom Glück ihres Sohnes überwältigt. Für einen Moment war die Zeit stehen geblieben.

Erst am frühen Abend traten Paul, Alice und Steve den Heimweg an. Es hatte leicht zu regnen begonnen, doch alle drei waren ausgelassenster Stimmung. Kichernd stiegen sie ein. Der Besuch in dieser Schule hatte ihnen wieder neuen Mut gegeben. Paul hatte das Bedürfnis, den guten Tag noch zu feiern. So hielten sie an einem kleinen Restaurant, wo sie essen gingen. Paul kümmerte sich nicht darum, was das Portemonnaie sagte, weshalb es sogar Champagner gab.

Gegen zwei Uhr erreichten sie schließlich ihr Haus. Steve, erschöpft von den Aktivitäten des Tages, war im Auto eingeschlafen. Es blieb Paul also nichts Anderes übrig, als seinen Sohn zu tragen. Das Fähnchen des Briefkastens zeigte nach oben. Sie hatten das Haus heute sehr früh verlassen.

„Ich bringe ihn gleich hinauf, Alice. Schau mal in den Briefkasten, da muss noch was drin sein.“ flüsterte Paul.

Nachdem Alice aufgeschlossen hatte, lief sie durch den mittlerweile strömenden Regen zur Gartenpforte. Ziemlich durchnässt kam sie zurück.

„Immer diese unnötige Werbung!“

Die Haustür fiel ins Schloss. Auf dem Weg zur Küche sortierte Alice die Werbesendungen aus. Neben einer Rechnung, war auch ein Brief aus dem Krankenhaus dabei, den sie sofort öffnete. In der Küche griff sie in den Kühlschrank, nahm den Orangensaft heraus, holte lesend ein Glas aus der Spülmaschine. Ihre Miene änderte sich merklich.

Der Brief gab seine eiskalte Botschaft frei. Alice fror. Rückwärts bewegte sie sich auf den Tisch zu, stieß daran. Sie stellte das Glas ab, ohne darauf zu achten, ob es richtig stand - es fiel klirrend um. Bleich sackte Alice in einen Stuhl. Das Glas rollte langsam auf die Tischkante zu. Sie sah das, reagierte jedoch überhaupt nicht. Das Glas rollte.

Die so lange unbestätigte Vermutung hatte sich bewahrheitet. Steve bekam mit diesem kalten Brief die aggressivste Form seiner Krankheit bescheinigt. Duchenne.

Das Glas fiel lautlos vom Tisch. Es bewegte sich blitzschnell auf den Boden zu, zersprang laut in tausend Scherben. Alice reagierte nicht. Ihr Blick wanderte über die glitzernden, scharfkantigen Splitter, welche so schrecklich wenig von ihrer Symbolik verstanden. Das kleine unschuldige Leben, in das sie und Paul sich bis zu diesem Tage investiert hatten, glitt ihnen nun vollends aus den Händen. Der Brief, getippt auf weißem, unschuldigen Papier, war mit der Gewalt eines Hurrikans über sie hinweggefegt, hatte alle Hoffnungen, alle Ausreden mitgenommen. Jetzt herrschte nur noch Wahrheit. Steve fiel ihr, wie dieses Glas, aus der Hand und raste ebenso auf den finsternen Abgrund, dessen Ziel den Tod zu bedeuten hatte. Tod durch Zerspringen, Tod durch Zerfall. Zerspringen ist eine Sache des Augenblicks, doch Zerfall ist ein Prozess, der mehr oder weniger lange dauern kann. Beides verfolgt dasselbe Ziel. Ein Glas mit einem Sprung, größer oder kleiner, hält seinen Inhalt entsprechend. Wächst der Sprung, wächst auch der Verlust. Es dauert, bis es leer ist. Ein Glas, das zerspringt, verliert seinen Inhalt dagegen schlagartig.

Tränen fielen auf den Tisch. Wieder dieses Zerspringen, Millionen mikroskopisch kleiner Wassertropfen stieben auseinander. Aus einem winzigen Tropfen war eine kleine Lache geworden.

„Nein!“ stieß Alice ungläubig hervor.

„Warum?“ schrie sie dann.

Erschrocken hielt sie eine Hand vor den Mund. Hoffentlich war Steve davon nicht aufgewacht! Paul, der seine Frau in der Küche weinen hörte, rannte die Treppe hinunter. Schon stand er in der Küchentür.

„Was ist - Alice, du weinst ja!“ Er erschrak. Etwas schlimmes musste geschehen sein. Alice saß aufgelöst in der Küche am Tisch. Sie hielt Paul das Schreiben hin.

„Aus dem Krankenhaus.“ sagte Sie tonlos.

„Was ist das?“ fragte er erstaunt.

Er nahm den Brief entgegen und las, gegen den Schrank gelehnt. Als er fertiggelesen hatte, war er bleich. Er nahm Alice in die Arme.

„Es ist so gemein, Paul!“

„Ja, Alice!“

„Warum wir, warum Steve?“

„Ich weiß es nicht; keiner weiß das!“

„Er ist doch so klein, so zerbrechlich - unser einziges Kind! Oh, warum ist diese Welt so verdammt unfair?“

Die Beiden lagen sich lange in den Armen. Keiner sprach mehr.

Steve schien ihnen nicht mehr zu gehören. Jetzt erkannten sie, dass Steve niemandem gehört, niemandem jemals gehört hat und niemandem je gehören wird. Und einzige, der diesen Anspruch möglicherweise haben könnte, griff nicht ein.

„Wenn es einen Gott geben sollte, warum gestattet er das dann?“ grübelte Alice laut.

„Alice, das Leben muss weitergehen. Auch mit dieser Hiobsbotschaft!“

Sie wischte sich die Tränen ab.

„Das ist das Ende! Da, wo das Leben für Andere gerade beginnt, ist für Steve schon Schluss. Warum er“ sie begann wieder zu weinen, „warum nicht ein Anderer? Und - wie sollen wir es ihm sagen?“

„Ich glaube, es ist noch nicht an der Zeit, ihm von der nahen Gefahr zu sagen! Er soll jetzt leben und keine Angst vor morgen haben müssen.“ Paul zwang sich, die Beherrschung nicht zu verlieren.

„Er muss es aber wissen. Ich möchte nicht, dass er es erst erfährt, wenn es soweit ist.“

„Lass uns morgen eine Entscheidung treffen, ja?“

„Steve sieht doch, dass er sich verändert, er ist nicht blind, Paul! Er muss sein Leben auskosten können. Schon jetzt. Wir wissen ja nicht, wie lange er noch Kraft zum gehen hat. Der Dr. sagte, dass diese Form der Krankheit die schlimmste ist. Steve hat höchstens noch 15 Jahre, 15 Jahre, Paul! Das ist fast nichts!“

„Immerhin 15 Jahre.“ murmelte Paul traurig.

„Warum nur?“ fragte Alice mehrmals.

„Weiß Gott, warum. Aber wen interessiert das schon - wen interessiert das?“

„Keinen.“

„Komm, gehen wir schlafen, Alice. Morgen sieht die Welt schon wieder anders aus - hoffe ich jedenfalls.“

Gemeinsam verließen sie die Küche. Die Scherben glänzten im Mondlicht. An der Wand tanzten die Schatten der vom Wind bewegten Büsche, welche vor dem Fenster standen.

Irgendwo ein Krankenwagen.

In dieser Nacht schlief Paul nur sehr schlecht. Immer wieder wälzte er sich hin und her.

Paul betrat den sehr langen, weiß gefliesten Gang. Die Fliesen waren ziemlich schmutzig, die Fugen nicht mehr weiß sondern grau. Einige alte Menschen, mit weißen Kitteln bekleidet, eilten an ihm vorbei. Keiner grüßte ihn. Er steigerte sein Tempo, schließlich rannte er, denn ihm war, als müsse er sich beeilen. Er lief an einer Frau vorbei, die ihn mit einem nahezu irrsinnigen Blick musterte. In ihren Armen hielt sie ein Baby, den Mund zum Schreien geöffnet, doch ohne einen Laut. Nach einer schier endlosen Strecke, erreichte er die Tür, welche mit feinen Verzierungen geschmückt war. Leitungen, die mit kleinen, in regelmäßigen Abständen angeordneten Wülsten versehen waren, liefen über ihre Außenseite. Mittig, etwa unterhalb eines imaginären Türspions trat ein grünlich-glasiger Schlauch hervor. Der Plastikschlauch beschrieb leichte Kurven und endete in einem kleinen, Kästchen, das neben der Türe angebracht war. Es summete leise. Ein Schild, fast bis zur Unkenntlichkeit verrostet, mit den Buchstaben „MD-intensive“ darauf, hing daran. Erleichtert öffnete er die Tür. Er trat ein, worauf die Türe automatisch zufiel. Paul fand weitere sieben Türen vor. Sie waren alle mit Symbolen versehen. Er hatte einige davon schon einmal auf Bildern, die sein Sohn gemalt hatte, gesehen, doch er kannte ihre Bedeutung nicht. Auch hier waren solche Schläuche angebracht. Ihre Flächen schienen nicht aus Holz oder Metall zu sein. Alle sieben wirkten eher steinern, ja sogar organisch.

Eine der Türen ging unendlich langsam auf. Nebel quoll in das Vorzimmer; bald war der ganze Raum

davon erfüllt. Es war sehr kalt geworden. Plötzlich stand Dr. Rowes Schatten in der Türe. Lediglich das Gesicht des Arztes war erkennbar.

„Es ist sicher, absolut sicher!“ sagte er mit einer erschreckend dunklen Stimme.

Mit diesen Worten führte der Dr. Paul in das Krankenzimmer. Aus einem der Räume nebenan waren Stimmen zu hören. Jemand weinte laut - hemmungslos. Eine aufgeregte Stimme rief, man solle ein anscheinend penetrantes Pfeifen abstellen. Plötzlich war es ruhig. Die leise Warnung eines Anderen drang zu Paul herüber - zurücktreten, Defibrillation. Leises Summen, ein Pfiff. Das Licht erlosch kurz, ging wieder an. Keine Wirkung. Atme, atme, schrie eine Frau hysterisch. Erneute Warnung - zurück! Dunkel, hell; Keine Wirkung. Atme, atme, mach endlich! Nichts. Ruhige Worte - es war das achte Mal, es hilft nichts, nichts! Weitere Worte - lassen sie los, geben sie ihn frei! Das herzerreißende Weinen verebbte, wurde zu leisem Wimmern, endete gänzlich.

In dem Raum, in welchem sich Paul befand, gab es eine Unmenge von Apparaten, die piepten, summten oder blinkten. Viele Kabel lagen herum - sie führten zur Liegestatt des Patienten. Paul ging auf die dort liegende, blasse, dünne Gestalt zu. Er wusste nicht wer es war. Hinter ihm begann ein Gerät zu pfeifen. Der schrille, durchdringende Ton ließ ihn herumfahren. Auf einem Bildschirm war eine gerade Linie abgebildet. Vom Bett her erklang eine hauchende Stimme.

„Dad, Dad, hilf mir!“

Er ging zum Bett, ohne sich nur einem Millimeter von der Stelle zu bewegen. Als ginge es um sein Leben, rannte Paul los.

„Steve, es geht nicht - ich kann nicht!“

Trotz des Laufens, kam er nicht vom Fleck. Es erhob sich ein Sturm, Nebel.

„Steve, ich bin da. Ich bin bei dir!“

„Wiedersehen, Dad. Pass´ auf dich auf!“

Plötzlich war das Zimmer leer. Völlig.

„Es ist zuende, Mr. Reynolds.“ sagte Rowe.

„Nein, das glaube ich nicht, nein!“

Paul sank in die Knie. Weinend wie ein kleines Kind, das bemerkte, wie einsam es war.

„Nein, nein, das gibt es nicht! Nein!“

Schweißgebadet wachte er auf.

Alice und Paul vereinbarten am nächsten Tag, dass sie mit Steve erst einige Monate nach seinem baldigen 11. Geburtstag über ihre neuen Informationen sprechen würden. Er sollte seinen Freudentag ohne Einschränkungen feiern können.

Der Tag konnte vom Anfang bis zum Schluss als rundherum gelungen bezeichnet werden. Viele Freunde aus seiner neuen Schule waren teilweise weite Strecken gefahren, um mit ihm die Party steigen zu lassen. Steve war mit dem Fest sehr zufrieden gewesen.

In der Schule hatte er sich überraschend schnell eingelebt, viele neue Freunde gefunden und ein Stück Selbständigkeit erlangt. Die meisten Lehrer waren oft erstaunt gewesen, denn er hätte ein außergewöhnlich breites Wissensspektrum, kannte sich in der Physik, der Geschichte und Geographie über die Maßen gut aus. Dementsprechend waren auch seine Noten.

Nur einen Wermutstropfen mussten seine Eltern, unter hin und wieder großem Stöhnen, hinnehmen. Steve begann aufmüpfig zu werden. Manchmal flogen deshalb Zuhause die Fetzen, denn er wollte nicht mehr der kleine, behütete Junge bleiben, er wollte aus allen Bereichen ausbrechen - sich nichts mehr sagen lassen. Häufig warf er mit unflätigen Ausdrücken um sich, die seinen Eltern die Sprache verschlugen. Für Alice und Paul war es Anfangs eine sehr schwere Zeit, in der beide lernen mussten, ihren Sohn, den sie so gerne vor jeglichen Gefahren beschützen wollten, loszulassen. Sie mussten bald begreifen, dass *ein Leben zu leben* nur dann möglich ist, wenn gewisse Risiken eingegangen werden.

Eines Tages kam er mit dem selben Gesichtsausdruck nach Hause, wie ihn Steve schon seit Monaten nicht mehr gesehen hatte. Nach einem leise gemurmelten „Hallo“ ging er sofort auf sein Zimmer. Er wollte nichts mehr hören oder sehen. Nur allein sein. Der Versuch seiner Mutter, mit ihm darüber zu reden, war kläglich gescheitert.

„Ihr könnt mich alle!“ hatte er geschrien, dann warf er sie hinaus.

Paul, der von seinem Büro kam, ereilte dasselbe Schicksal; auch er blitzte, nachdem Steve schon einige Stunden allein in seinem Zimmer saß, ab. Nur das Radio kreischte aus seinem Zimmer. Sonst nichts.

Erst, als Paul und Alice beim Abendessen saßen, kam auch er angeschlichen. Seine Miene war jedoch unverändert.

Steve setzte sich. Paul stand auf, holte für seinen Sohn ein Gedeck und schmierte ihm ein Brot.

„Was willst du trinken?“ fragte Paul so lässig er konnte.

„Ne Coke.“ Steve wich den Blicken seiner Eltern aus. Er sagte nichts, aß nur.

Nach einer Weile griff er nach seinem Glas, welches umkippte. Die Bescherung verteilte sich über den Tisch.

„Bist du eigentlich bei uns, oder woanders?“ fragte Paul, mit dem verzweifelten Versuch, komisch zu wirken.

„Nein!“ grollte Steve.

„Paul, lass ihn in Ruhe!“ sagte Alice, die einen Lappen geholt hatte.

„Okay - ´tschuldige bitte!“

Steve erhob sich.

„Bist schon satt, oder?“ fragte Alice verständnisvoll.

Er nickte. Nachdem er beiden einen flüchtigen Blick zuwarf, verließ er die Küche.

„Was hat er eigentlich? Habt ihr Ärger gehabt?“ Paul wunderte sich.

„Nein, es war mittags. Er kam heim und ging sehr bald in sein Zimmer. Er wollte nichts essen, nicht reden. Ich weiß auch nicht, was los ist. Vielleicht ist was mit der Schule.“ Sie überlegte.

„Mal sehn.“

Paul ging ins Wohnzimmer. Sein Sohn saß in der Mitte des Sofas, angelehnt, mit starrem Blick an die Decke, saß er da. Paul nahm neben dem Jungen Platz. Steve lehnte sich an seinen Vater.

„Na, was war heute mit dir?“ fragte Paul sanft.

Er wollte nicht reden. Paul strich ihm durch sein Haar.

„Ms. Wolf war es!“

„Aha, Ms. Wolf.“

„Ja, sie hat was gemeines zu mir gesagt.“

„Habt ihr gestritten, oder - hast du was angestellt?“

„Nein.“

Stevens Blick schweifte nervös umher.

„Dad, ich glaube, ihr habt mir nicht alles, was ich wissen muss, gesagt!“

Paul zuckte kaum merklich zusammen. Irgendwie fühlte er sich schuldig, ertappt.

„Was sollen wir dir nicht gesagt haben?“ fragte er feige.

„Keine Ahnung - was schlimmes, glaube ich!“

„Steve!“ Er nahm ihn an beiden Händen und sah ihn an, „du hast alles erfahren. Du weißt doch alles mein Junge.“ log er hilflos.

„Ms. Wolf hat trotzdem was böses gesagt. Dad, ich sage das als 12jähriger. Nicht als beleidigtes Kind! Ich meine, es waren wirklich böse Worte. Als hätte sie mich geschlagen, Dad.“

Paul verstand, was Steve sagen wollte. Er verstand auch, dass man dieses Gefühl, diese Empfindung nicht einfach in Worte kleiden konnte.

„Was, Steve?“

„Wir haben einfach so geredet. Da ist der Oliver vorbeigefahren. Du weißt schon, der, der diesen großen Rollstuhl mit Motoren hat,“ er nickte, „und ich hab zu Ms. Wolf gesagt, dass ich es toll finde, dass es solche Rollstühle gibt. Sie hat dann gesagt, ich werde auch bald einen haben - bald.“ Stevens

Kinn zitterte leicht.

Sein Vater war geschockt. Was hat diese dumme Person nur angerichtet? Sie musste eigentlich wissen, was ein zwölfjähriger Muskelkranker brauchte. Bestimmt keine solche Hinführung zu diesem Problem.

„Das hat sie wirklich gesagt?“

„Ja, Daddy. Sag mir, hat sie Recht?“ Unerbittlich forderte er eine Antwort.

„Ich... ..wie kommt diese Frau auf solche... ..Steve“; Paul kämpfte, „es - ja - es stimmt.“ Er biss sich auf die Lippen. Seine Augen suchten Halt. Tränen tropften.

Steve schwieg. Er war blass. Endlich ließ er sich ungebremst weinen. Dann umarmte Paul seinen tapferen Jungen.

„Ich bin bei dir. Ich bin hier, Steve.“

Mit 14

Der Ausspruch, den Ms. Wolf vor langer Zeit getan hatte, war mittlerweile Realität geworden. Es begann damit, dass es Steve immer schwerer gefallen war, auch nur kurze Strecken zu gehen. Paul und Alice kratzten das Geld für einen Schieberollstuhl zusammen. Er suchte sich ein sportlicheres Modell aus, denn er wollte nicht „wie ein Behinderter“ aussehen. Das Gefährt ließ sich sehr leicht von der Stelle bewegen und hatte tatsächlich ein ziemlich elegantes Design.

Oft hatte er damit große Rennen veranstaltet. Dabei rasten sie in halsbrecherischem Tempo durch die Gänge des Schulgebäudes. Das machte seine Einbußen, die er beim Laufen zu verzeichnen hatte, annähernd wett, deshalb trug Steve diese Umstellung erstaunlich leicht. Er hatte sich wohl damit abgefunden, besser mit einem Rollstuhl vorwärts zu kommen, als beim laufen. Er besuchte regelmäßig die Krankengymnastik, wodurch seine Muskeln lange kräftig gehalten wurden.

Mit den Jahren, konnte er sich jedoch nur noch langsam schieben und nicht zu selten musste er pausieren, um neue Kraft zu schöpfen. Die Wettrennen musste er ab diesem Moment sein lassen.

Unter seinen Schulfreunden waren viele, die, so wie Steve, an Muskelschwund zu leiden hatten und einige, die viel jünger als er waren, mussten mit ungleich stärkerer Symptomatik zurechtkommen. Fast alle hatten schon einen Elektro-Rollstuhl, weshalb Steve noch nicht zu diesem Grüppchen gehörte, musste sich jedoch häufig über ihre sehr seltsamen Anwandlungen oder Ausbrüche wundern. Manche waren richtiggehend brutal, andere wiederum ließen sich zuviel gefallen. Doch immer wieder musste Steve daran denken, er würde auf besondere Art und Weise dazugehören. Dies verdeutlichte sich, als es bald darum ging, einen Elektrorollstuhl zu kaufen. Seine Krankengymnastin hatte damit begonnen. Zwar sanft, aber ehrlich. Angefangen hatte es damit, dass Steve fast nur noch in seinem Rollstuhl fuhr.

„Steve, hast du eigentlich mitbekommen, dass du seit längerem nur noch selten zu Fuß gehst?“ fragte Jodie.

„Wie kommst du denn darauf?“

„Ich seh dich ja oft genug. Dauernd fährst du im Rollstuhl herum.“

„Ist das so?“ fragte Steve scheinheilig.

„Doch, doch, Junge. Ich meine das ernst!“

Steve hatte sich lange davor gefürchtet, das erkennen zu müssen. Trotzdem war es ihm immer irgendwie gegenwärtig.

„Ja, das ist mir schon klar! Aber weißt du, Jodie, ich kann es nicht gut erklären. Manchmal denke ich daran, wie schön es war, mit den Anderen herumzurennen, oder einfach nur zu gehen. Aber - ich kann nicht mehr so wie vor ein paar Monaten.“

„Steve, du sollst wissen, dass das normal ist. Früher oder später musste es so kommen.“

Er schluckte.

„Das habe ich mir schon gedacht...“ murmelte er.

Sie hob sein Kinn an und sah ihm verständnisvoll in die Augen.

„Kopf hoch, Steve. So geht es auch weiter. Du wirst es verstehen lernen, nur - du musst es akzeptieren! Es führt nichts daran vorbei.“

„Das habe ich schon lange gemerkt!“ sagte er grimmig. „Wahrscheinlich muss ich sowieso bald in einer Elektrokarre hocken, oder nicht?“

Sie wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. Der Junge vor ihr war unendlich hart zu sich selbst, hatte Dinge gesprochen, die keiner sonst so treffend formulieren konnte. Normalerweise hätte kein widerspenstiger, pubertärer Kerl, wie er momentan einer war, den Mut gehabt, so weit zu denken. Steve musste unwillkürlich lachen, obwohl er lieber alles kurz und klein schlagen hätte wollen. Er bemerkte also, was er sich antat.

„Da hast du leider verdammt Recht.“ gab Jodie zu.

„Aber keinen, wie ihn Willy hat. So ein speihässliches Gerät will ich nicht haben. Wie Oliver einen hat, soll er sein.“

„Das hab ich fast geahnt!“ lächelte sie.

„Aber der ist so wahnsinnig teuer! Den kauft Dad bestimmt nicht. Nie.“

Jodie überlegte, ob sie es Steve nun sagen sollte, was sie längst mit seinen Eltern besprochen hatte.

„Also - da musst noch etwas erfahren, glaube ich.“

„Was, was denn, sag doch!“ Er schien etwas zu ahnen.

„Der Rollstuhl ist schon bestellt. Ich habe vor Kurzem mit deinem Vater darüber gesprochen.“

Er sprang auf, wobei er fast stürzte. Sein Vater und seine Mutter, dachte er, hatten ihn verraten.

„Ich hasse euch!“ sagte er kalt, verließ das Zimmer und knallte die Tür zu, sodass das Kreuz, welches über der Türe hing, hinunterfiel.

„Der Stuhl.“ dachte sie laut.

Plötzlich flog die Tür wieder auf und Steve polterte herein. Er setzte sich in seinen Rollstuhl.

„Steve, was ist den jetzt auf einmal los?“ fragte sie verwirrt.

„Du -“ schrie er, „kannst mich mal!“ Steve kochte, ließ seiner Wut freien Lauf.

„Bist du jetzt am Durchdrehen, hä?“ Sie wurde doch ärgerlich.

„Zur Seite!“ knurrte Steve.

„Du entschuldigst dich - auf der Stelle!“ forderte Jodie zornig.

„Wer hat sich hier zu entschuldigen? Ich glaube nicht, ich!“

Wie konnte sie wissen, welche Reaktionen diese Nachricht bei ihrem Schützling auslöste? Immerhin hatte das eine erfreuliche Überraschung werden sollen. Der Schuss ging nach hinten los. Die volle Wirkung sollte sich aber noch zeigen.

Wütend fuhr er davon.

Die Klassenzimmertür knallte an die Wand und Steve kam herein.

„Na, na, was soll denn das?“ wollte der Lehrer - Mr. Brown - wissen.

„Nichts!“ schnautzte Steve.

Es war offensichtlich, dass es nur einen winzigen Auslöser gebraucht hätte, damit Steve vollends die Beherrschung verlor. Und wie freche pubertäre Jungs eben sind - in der Klasse waren es acht Jungen und nur drei Mädchen - konnte auch diesmal einer seinen Mund nicht halten.

„Was hat die Pfeife?“ fragte Louie frech.

Willy stieg mit ein: „Wahrscheinlich hat er in die Hosen gepisst!“

Das war zuviel. Es reichte nicht, dass sein Vater ihn schmäählich hintergangen hatte, nein, zwei dumme Jungen mussten noch ihren Senf dazugeben. Steve sprang aus seinem Rollstuhl, der rückwärts umkippte und ging wütend zu Willies Platz.

„Hast du 'n Vogel, oder was ist?“ stichelte dieser frech weiter.

Steve holte aus und schlug ihm mit geballter Faust ins Gesicht, „Du Mistkerl. Leck mich doch, du Affe.“ schrie er rasend.

„Das reicht jetzt, mein lieber!“ ging Brown nun dazwischen. „Auf deinen Platz, Steve!“

Willy konnte so etwas natürlich nicht auf sich sitzen lassen, weshalb auch er aufstand und Steve am Pullover packte. Er schüttelte ihn, schubste ihn rückwärts. Steve fiel zu Boden.

„Ich bringe dich um!“ Plärrte er.

„Kannst du ja doch nicht. Steh erst einmal auf, in einer viertel Stunde kannst du wiederkommen, Schwächling!“

Steve heulte vor Wut. Versuchte aufzustehen - fiel erneut. Brown half ihm schließlich auf die Beine.

Der Junge wollte sich auf seinen Kontrahenten stürzen, aber Mr. Brown hielt ihn fest.
„Steve, hör auf, beruhige dich, bitte!“ versuchte der etwas überforderte Lehrer, ihn zu besänftigen.
Zerbrochen lehnte Steve an seinem Klassleiter, der ihn in die Arme nahm.
„Es ist schon vorbei! Jetzt setz dich erst einmal.“
„So ein Memme!“ grinste Willy.
„Jetzt halt den Schnabel, Willy, das reicht!“ sagte Brown laut.
Steve schlich zu seinem Platz, richtete den Stuhl auf, setzte sich. 22 Augen starrten ihn an.
Nachdem sich die Wogen geglättet hatten, fuhr Mr. Brown mit dem Unterricht fort. Steve saß unbeteiligt an seinem Pult.
Nach der Schule kam er zu spät zum Bus, doch der Fahrer hatte glücklicherweise auf Steve gewartet, sodass er sich wenigstens diesen Ärger ersparen konnte.
Auseinandersetzungen dieser Art waren nicht sehr häufig vorgefallen, aber wenn sie kamen, waren sie um so härter. Da wurde geschlagen, getreten, mit dem Rollstuhl gerammt oder beschimpft. Oft mussten Lehrer oder Erzieher und Erzieherinnen dazwischen gehen, weil es sonst zu ernsthaften Verletzungen hätte kommen können. Meist endeten sie trotzdem so schnell sie begonnen hatten.

Nachdem Steve an diesem Tag nach Hause gekommen war, kam es erneut zu schweren Unstimmigkeiten. Er begrüßte seine Eltern nicht, sondern ging schnurstracks auf sein Zimmer, wo er seinen Kassettenrecorder auf voller Lautstärke laufen ließ. Steve wollte es auf jeden Fall vermeiden, vor seinen Eltern in die Luft zu gehen. Mit einem einzigen Handstreich warf er die Raumstation, in geduldiger Kleinarbeit aus Legobausteinen zusammengesetzt, vom Tisch. Genauso hatten ihn seine Eltern zerstört, dachte Steve. Er schaltete das Fernsehgerät ein. Sein linkes Bein schoss die Teile durch das Zimmer. Ein phantasievoll gestaltetes Ufo zerbarst an der Wand. Dann nahm er einen schwarzen Schreiber aus seiner Schultasche, fand keinen Platz, wo er etwas hinschreiben hätte können. So setzte sich Steve an den Schreibtisch, kritzelte darauf herum, überlegte einen Augenblick und schrieb einen Satz nieder. Es war ein wasserfester Stift, der Tisch noch neu.

„Was ist das für ein Krach?“ fragte Paul seine Frau etwas ungehalten.
„Keine Ahnung, vielleicht hat es wieder Probleme gegeben?“ mutmaßte Alice.
„Das wollen wir doch mal sehen!“ brummte Er.
Paul ging die Treppe absichtlich sehr geräuschvoll hinauf, aber Steve hörte nichts. Paul riß die Türe auf, ging hinein, stellte Fernseher und Radio ab.
„Was soll das?“ schnauzte Steve.
„Dasselbe könnte ich dich fragen, junger Mann!“ sagte sein Vater scharf. Er sah den Schreibtisch.
„Lass mich in Ruhe, Dad! Ge h hinaus, es ist mein Zimmer.“
Paul fuhr verärgert herum. „Halt dich bloß zurück!“ warnte er.
„Hau schon ab!“
Er packte ihn am Arm, zeigte auf die Platte des Schreibtisches. „Was fällt dir ein? Der Tisch war kein Lottogewinn - und - was soll das da heißen?“ Paul meinte das Geschmiere.
Steve versuchte, aus dem festen Griff seines Vaters loszukommen. „Wenn du nicht mal lesen kannst“ hauchte er nur so laut, dass es sein Vater gerade nicht mehr verstehen konnte.
„Was, bitte?“ fragte dieser gereizt.
„Ich sagte, wenn du nicht einmal lesen kannst, dann...“ Paul hatte zugeschlagen, worauf der zornige Junge verblüfft schwieg. Paul war vor seiner eigenen Reaktion erschrocken.
Steve begann zu toben. „Raus! Sofort verschwindest du aus meinem Zimmer. Hau ab!“
„Steve, ich wollte nicht...“
„Hast du aber!“ unterbrach er lautstark, „Das wissen sie sogar in der Schule! Man schlägt keine Schwächeren - niemals. Und das müsstest du schon lange wissen!“
Rückwärts verließ der Verstörte Mann Steves Zimmer. „Es tut mir leid.“ sagte er mehrmals leise.
Kaum stand er vor der Tür, warf Steve sie zu. Erschöpft sank der eben noch so tobende Junge zu Boden und heulte bitterlich.
Alice, die ihren Sohn so laut schreien hört hatte, wollte gerade die Treppe hinauf, als ihr Mann hinuntertaumelte.
„Der spinnt! Alice, der Junge ist nicht mehr zu bändigen.“

Das Telefon läutete. Sie nahm ab.
 „Reynolds.“
 „Guten Tag Mrs. Reynolds, hier spricht Brown. Ich muss dringend mit ihnen sprechen!“
 „Oh, natürlich. Was gibt es? Probleme?“
 „So könnte man es nennen.“
 „Ich hatte mir so etwas schon gedacht! Er ist vor einer halben Stunde nach Hause gekommen und im Moment tobt er unbeschreiblich.“ Sie drehte sich zu Paul um, der mit offenem Mund die Treppe hinauf sah.
 „Jodie, seine Krankengymnastin war vorhin bei mir und fragte, ob Steve in der Klasse in Ordnung war. Das konnte ich leider nicht bestätigen. Steve wurde direkt handgreiflich!“
 „Gab es eine Rauferei?“
 „Nicht direkt,“ erklärte Brown, „zwei seiner Klassenkameraden foppten ihn ein wenig, worauf er aufstand und Willy mitten ins Gesicht schlug.“
 „Was?“ Alice war außer sich.
 „Es war nicht so fest, Willy ist in Ordnung.“
 „Gott sei Dank!“ sagte sie erleichtert. Paul ging die Treppen hinauf.
 „Jodie sagte mir, er wäre schon bei ihr ärgerlich geworden, Mrs. Reynolds. Es hätte damit begonnen, dass sie ihm verkündete, sein neuer Rollstuhl wäre schon bestellt worden.“
 Ihre Befürchtung hatte sich bewahrheitet. Sie hatte schon damals gegen Pauls und Jodies Vorschlag gestimmt, den Stuhl ohne Steves Einwilligung zu bestellen. „Naja, ich werde mit ihm reden - das wollen sie doch, nicht wahr?“
 „Darum wollte ich sie bitten!“ bestätigte Mr. Brown.
 „Mal sehn was ich erreiche; Wiederhören.“
 Der Lehrer wollte eigentlich noch etwas sagen, sah aufgrund Alices ablehnender Haltung jedoch davon ab.
 „Danke, Mrs. Reynolds; Wiederhören.“
 Paul stand vor Steves Zimmertür, hörte sein leiser gewordenes Weinen und versank in Gedanken. Warum war der Junge so unglaublich wütend? Was hatte er nur falsch gemacht? Er war ratlos. Und nie wieder würde er seinen Sohn auch nur mit einer Geste bedrohen. Es war das erste und letzte Mal, dass Paul seinem Jungen eine Ohrfeige verpasste, das schwor er sich nun.
 „Paul? Paul, kommst du bitte kurz herunter?“ rief Alice. Keine Reaktion. „Paul, hörst du mich?“ Nichts rührte sich.
 Alice lief hinauf, wo sie ihren Mann auf dem Gang stehen sah. „Paul, was ist mit dir? Ich muss mit dir sprechen!“ Endlich reagierte er auf ihre Worte. Er blickte sie an.
 „Kommst du kurz runter? Ich möchte mit dir reden.“ flüsterte Alice.
 Langsam ging Paul hinunter, aus Steves Zimmer hörte er noch immer sein Wimmern. Er wusste nicht, wie er die Angelegenheit wieder in Ordnung bringen sollte. Der bestellte Rollstuhl kam ihm in den Sinn. Womöglich war Steve deshalb so explodiert! Paul betrat das Wohnzimmer, sie wartete schon.
 „Ich glaube, Paul dass wir den...“
 „Den Elektrorollstuhl nicht hätten bestellen sollen? Das wolltest du doch sagen!“ unterbrach er.
 „Ja. Wir haben lange genug darüber diskutiert - nun ist der Effekt aufgetreten, vor dem ich uns und den Jungen schützen wollte. Ihr, diese Jodie und du, habt mir ja nicht geglaubt. Toll, nicht?“ sagte Alice sarkastisch.
 „Jetzt mach aber mal einen Punkt! Ich sehe genau wie du, dass Steve darüber sehr unglücklich ist. Halte mir bitte meinen Fehler nicht vor. Ich gebe zu, es war einer.“
 „Ein großer, Paul. Ein großer.“ berichtete sie leise. „Ich werde mit ihm sprechen. Halt dich am Besten raus - aber du musst dich bei deinem Sohn entschuldigen, Paul.“
 „Erklär´ mich nicht zum Vollidioten, Alice. Ich weiß gut genug, was ich zu tun oder zu lassen habe.“ fauchte er.
 „Haben wir hier nicht das perfekte Beispiel dafür?“ stichelte sie.
 Er wurde wütend. „Also gut, mach das, was du für richtig hältst. Nur eins noch,“ er zögerte, „jeder macht hier und dort einmal Fehler. Pass auf was du ihm erzählst und komm mir später nicht mit irgendwelchem Geheule daher. Ach ja, davor bist du sowieso immun - wie dumm von mir!“ Paul

ging.

Die Haustür fiel ins Schloss.

Es klopfte an Steves Türe.

„Was willst du schon wieder?“ fragte Steve, der mit seinem Vater gerechnet hatte.

„Hier ist Mom. Ich möchte mit dir sprechen, Steve!“ bat Alice. Sie drückte die Klinke hinunter - unaufgefordert.

„Die fasst du erst an, wenn ich es dir erlaube!“

Sie ließ die Klinke wieder los. „Also?“ schnaufte sie etwas genervt.

Steve ging zur Tür. „Lass hören und verschwinde wieder.“

Warum war Steve so verletzt? Natürlich war es ein Fehler, das Fahrzeug schon zu bestellen, aber war das ein Grund, seine Eltern zu verachten? Anscheinend schon.

„Was hat dich denn so aufgeregt? Was hat Dad getan?“ fragte sie endlich. Ihre Hände waren feucht.

„Das geht dich nichts an, Mom. Jedenfalls war es nicht nur er.“

„Ich etwa auch?“

„So muss es wohl sein. Aber wie gesagt, es geht dich nichts an.“

„Doch, es geht mich etwas an. Ich bin immerhin deine Mutter. Was ist jetzt? Darf ich nun hinein oder nicht?“

Der Schlüssel wurde umgedreht, die Tür ging einen Spalt weit auf. Steve setzte sich wieder auf sein Bett, dann erlaubte er ihr, hereinzukommen. Vorsichtig öffnete sie die Tür. Leises Klappern klang daran, weil sie einige Bauteile zur Seite fegte. Es bot sich ein Bild der Verwüstung; Tausende davon lagen im ganzen Zimmer verstreut, die Schultasche hatte er ausgeleert. Der Kassettenrecorder lag ebenfalls auf der Erde.

„Was ist mit deiner Weltraumbasis passiert?“

„Großer Angriff.“ antwortete er knapp.

„Von den Klingonen?“ unternahm sie den Versuch, Heiterkeit zu zeigen.

„Schlimmer noch; Mr. und Mrs. Reynolds haben wieder einmal zugeschlagen. Das ist davon noch übrig. Und das hier ist von mir übrig.“ Er deutete auf den Boden, danach auf sich.

Der Schuss saß. Alice nahm sich entschlossen zusammen. Sie würde sich nun alles anhören; nicht widersprechen.

„Erzähl - was ist los mit meinem Jungen?“

„In der vierten hatte ich KG. Es war eigentlich ganz nett. Jodie hatte mich gefragt, warum ich so oft und so lange im Rollstuhl hocke. Da hab ich ihr gesagt, dass es eben nicht mehr so gut geht, mit laufen und so. Ich habe dann gemeint, dass ich bestimmt auch bald in einem Elektrorollstuhl sitzen muss, was sie bejaht hat.“ Er dachte nach, versuchte, seine Gefühle, die bei der konkreten Erinnerung an die Auslöser seiner schlechten Stimmung aufkamen, zu unterdrücken. „Wir haben uns noch ein wenig über E-Stühle unterhalten. Jodie fragte mich, welchen ich wolle. Ich sagte ihr, ich möchte einen, wie ihn Oliver hat, dass der aber zu teuer wäre. Und was sagt sie zu mir? Dein Rollstuhl ist schon bestellt.“ er fuhr sich über die Augen. „Ihr habt das schon gewusst. Ihr habt es schon vor der Sache mit Ms. Wolf gewusst! Es ist ja nicht so, dass ich nicht ebenfalls Bescheid wüsste, aber ihr hättet es mir besser sagen sollen. Außerdem finde ich es gemein, dass ihr mich so abschreibt. Noch kann ich mich ganz gut im Schieberollstuhl fortbewegen. Ihr habt einfach gehandelt, ohne ein Wort zu sagen.“ Ihm fehlten die passenden Worte, seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Einige Minuten schwieg er.

Alice dachte über Steves Worte nach.

Etwa ein halbes Jahr später wurde Steves erster Elektrorollstuhl geliefert. Es war vereinbart worden, dass sich die Krankengymnastinnen um die Anpassung kümmerten, damit kein Transport von Zuhause zur Schule nötig wurde. Anfangs traute sich Steve nicht, sich hineinzusetzen, weil der Rollstuhl ihm ziemlich endgültig vorkam. Einige seiner Freunde, manche fuhren ebenfalls mit diesen Gefährten herum, konnten ihn aber schließlich dazu überreden und er stieg ein.

Steve gewöhnte sich erstaunlich schnell an das neue Fahrgefühl, das ein solch großer E-Rollstuhl vermittelt. Vor allem musste er lernen, das schwere Fahrzeug nur mit dem kleinen Steuerhebel zu

lenken. Da diese Steuerung unglaublich sensibel reagiert, konnten manche Fahrversuche abrupt an irgendwelchen Wänden zuende gehen. Einzig die niedrige Geschwindigkeit machte ihm die Sache etwas madig, denn mit sechs Kilometer pro Stunde bewegt sich gerade einmal ein Fußgänger.

Schon am gleichen Tag jagten er und einige Andere durch das Schulhaus. Der Rollstuhl musste ja vernünftig eingefahren werden, damit die Endgeschwindigkeit - diese langweiligen sechs km/h - noch gesteigert wurde.

Der Sportunterricht änderte sich für Steve grundlegend. Von nun an gab es auch für ihn Elektro-Rollstuhlhockey - kurz E-Hockey genannt - das ihm großen Spaß bereitete. Bald war er einer der besten Hockeyspieler der Schule. Auf verschiedenen Sportfesten für Körperbehinderte brachte er mit seiner Mannschaft so manchen Pokal mit nach Hause. Bald war Steve auch einer der besten Fahrer geworden, der sich die Fliehkräfte, glatte Fahrbahnen und die Fehler der Anderen zunutze machte, um beispielsweise schnelle Kurven zu fahren. Für seinen Sportlehrer waren die gekonnten Fahrmanöver häufig Grund für wahre Begeisterungstürme. Steve wurde während einem dieser Sommerfeste sogar zum Leiter der Rollstuhlformationsgruppe ernannt. Zusammen mit seinem Sportlehrer dachte er sich hierfür einen aufsehenerregenden Formationstanz aus, über den sogar in der örtlichen Presse berichtet worden war.

Steve konnte bald gar nicht mehr laufen. Selbst einfaches Stehen war ihm nicht mehr möglich, da sich die Kontrakturen seiner Kniegelenke rapide verschlechtert hatten. Er nahm diese Veränderungen kaum noch wahr. Teilweise verdrängte er sie gewaltsam, teilweise achtete er einfach nicht mehr darauf.

Am 6. Juli, zwei Monate vor Steves 14. Geburtstag herrschte in der Schule ein heillooses Durcheinander. Im großen Versammlungsraum wurden Stühle aufgestellt. Davor, in der Mitte des Raumes, stand ein Tisch, Blumen, Kerzen darauf. Steve fühlte sich, als stünde er einer unbestimmten Bedrohung gegenüber. Nach der ersten Stunde eine Durchsage. Alle Schüler und Mitarbeiter sollten in den Versammlungsraum kommen. Direktor Smiths Stimme klang bedrückt. Was war nur geschehen? Zwei Tage nach dem Nationalfeiertag der vereinigten Staaten musste man sich normalerweise eher freuen, denn schlechter Laune zu sein. Die Schüler und Schülerinnen sowie die Mitarbeiter kamen. Schnell waren die Reihen gefüllt. Vorne stellten sich alle Rollstuhlfahrer auf. Der Religionslehrer - ein Priester - trat an den Tisch, der einen Altar darstellte. Wortlos blieb er stehen. Offensichtlich sollte ein Gottesdienst stattfinden.

„Liebe Schüler, liebe Kolleginnen und Kollegen,“ er räusperte sich, „heute haben wir einen traurigen Brief erhalten. Manche von euch werden schon das Eine oder Andere gehört haben.“ Pause. „Raymond Cates aus der neunten Klasse ist vorgestern gestorben.“

Ein murmeln huschte durch die Reihen. Mrs. Clarke, die Mathematiklehrerin der Oberstufe, lief hinaus. Raymonds Klassenkameraden saßen, die Blicke auf den Boden gerichtet, in einer eigenen Reihe. Ein Mädchen hatte Tränen in den Augen; Eine junge Lehrerin tröstete es. Steve war es heiß geworden, denn eigentlich hatte er mit keinem Trauergottesdienst gerechnet. Normalerweise hätte er völlig betroffen reagieren müssen, weil er die gleiche Krankheit wie Raymond hatte, er tat es aber nicht. Sicherlich berührte ihn Raymonds Tod, weil er ein sehr netter Junge gewesen ist

Nachdem der Gottesdienst vorbei war, ging der Unterricht planmäßig weiter. In Steves Klasse entstand im Fach Geschichte ein Gespräch über Raymond. Willy musste sich stark zusammennehmen, um nicht loszuheulen, denn Raymond war einer seiner besten Freunde gewesen. Zwar versuchte er, mitzumachen, doch seine Emotionen überwältigten ihn. Plötzlich konnte er nicht mehr anders und begann laut zu weinen. Keiner konnte ihn trösten. Nicht einmal die Pflegeleiterin, die der Lehrer zu Hilfe rief, brachte es zuwege. Willy war zu verzweifelt. Dennoch waren es nur Tränen der Trauer über den verlorenen Freund. Nicht einmal er dachte so weit, dass er ebenfalls irgendwann auf ein solches Ziel stoßen würde. Daran erinnerten sich in diesen Fällen meist nur die Lehr- und Pflegekräfte, aufgrund dessen sie unbewusst wiederholt taktlose Dinge von sich gaben. Nach einigen Minuten hatte sich Willy wieder in der Hand. Der Geschichtslehrer fragte die vier Muskelkranken in der Klasse danach, an welcher genauen Form sie erkrankt waren und bekam bereitwillig drei Antworten. Keiner dachte genau über den Sinn dieser Frage nach, mit der sie ihr

Lehrer zu einer tiefergehenden Diskussion lenken wollte. Keiner außer Willy.

„Und Willy, wie sieht es bei dir aus?“

„Lassen sie mich in Ruhe, sie sollten nicht zu viele dumme Fragen stellen!“

Der Lehrer räusperte sich verlegen. Anscheinend hatte er sich zu weit in fremdes, unbekanntes Territorium gewagt.

„Sie meinen ja hoffentlich nicht, hier einen auf Psycho spielen zu können; vergessen sie's am Besten gleich!“

Mr. Scott wurde langsam immer unsicherer. Hatte er nicht vor einigen Jahren auf einer Klassenfahrt mitbekommen, was es hieß, einen Schüler an diese Krankheit zu verlieren? Musste er dann nicht einer der verständnisvollsten Menschen dieser Schule sein? Plötzlich wurde ihm klar, dass er sich getäuscht hatte. Und Willy setzte in seiner Hilflosigkeit noch eins drauf.

„Wenn sie gerne in den Problemen anderer herumstochern müssen, dann gehen sie am Besten aufs Scheißhaus, Mann!“

Mit heruntergeklappter Kinnlade saß Scott an seinem Pult. Schließlich stand er auf, nahm seine Jacke und verließ fluchtartig das Klassenzimmer. Seine Bücher hatte er liegengelassen. Mr. Scott kam den Rest der Woche nicht mehr zur Schule.

Nach und nach kehrte wieder der normale Schulalltag ein. Lange hatte man über Raymond Cates' plötzlichen Tod nachgedacht. Keiner hatte damit gerechnet gehabt, dass Raymond seinen Kampf so zeitig aufgeben musste. Als jedoch Einzelheiten bekannt wurden, konnte sich jeder, der sich etwas auskannte, die Gründe erkennen. Raymond war an einer banalen Erkältung erkrankt. Sie entwickelte sich innerhalb kürzester Zeit zu einer Lungenentzündung, die ihn, er hatte sehr schwache Lungen, nicht mehr losließ. Daran war Raymond letzten Endes gestorben. Er konnte nicht gewinnen.

Die meisten der Muskelmänner - wie die muskelkranken Schüler von zahlreichen Mitarbeitern liebevoll genannt wurden - interessierten sich, teils aus Angst, teils aus Selbstschutz, nicht dafür. Jetzt sprach kaum noch jemand davon, außer seinen Leidensgenossen, die sich fast täglich an ihn erinnerten. Nicht in Trauer, sondern eher aus fröhlichen Erinnerungen heraus, denn immerhin war er ebenfalls begeisterter Hockeyspieler und fähiger Formationstänzer gewesen. Steve dachte sich zusammen mit Willy und einem dritten aus Raymonds Klasse den bald weithin bekannten „Raymond-Recall“ aus, welchen die Formationsgruppe seither bei jedem größeren Schulfest aufführte. Alle, die aus irgendeinem Grund im Elektrorollstuhl saßen und genug fahrerisches Geschick an den Tag legten, beteiligten sich daran. Den Tanz gibt es noch heute unter einem allgemeineren Namen. „Powerfull Recall“.

„Und wie der Brown dann blöd geglotzt hat! So hab ich ihn noch nie gesehen!“ Steve kriegte sich vor Lachen fast nicht mehr ein.

„Den hast du anscheinend auch schön getroffen!“ lachte Willy fröhlich.

Sie fuhren mit ihren Rollstühlen den Waldweg entlang. Weil es erst geregnet hatte, sahen sie entsprechend verdreckt aus, was die Beiden nicht im geringsten störte. Sie trafen sich einmal pro Woche, fuhren herum, sahen sich Videos an oder spielten ziemlich alberne Computerspiele. Ursprünglich hatten sie zusammen lernen wollen, diese Planung warfen sie aber nach dem zweiten Mal schon um, weil keiner von Beiden wirkliche schulische Probleme hatte. Alice und Paul war es eigentlich egal, Hauptsache, Steve hatte jemanden, mit dem er gerne etwas unternahm.

Sie rasten durch eine tiefe Wasserlache, es spritzte zur Belustigung der Rollstuhlfahrer stark.

„Wie weit bist du hier schon gefahren?“ fragte Steve.

„Ach, so um die zehn Meilen - ich kenne die Strecke ziemlich genau. Lass hören, wie die ganze Story angefangen hat!“

„Also, Mr. Brown hatte uns letzte Woche so ein verblödetes Aufsatzthema gegeben. Über Irgendein bescheuertes Schloss in Deutschland. Dann hat er sich noch eingebildet, wir sollten in die Bibliothek rennen und uns Bücher darüber holen.“

Wieder eine Pfütze. Diesmal musste Willies Hose daran glauben, er bekam völlig nasse Beine.

„Schitt! Jetzt ist sie waschfähig, dabei habe ich sie erst heute frisch angezogen.“ motzte er.

„Ist doch egal! Okay, weiter. Ich hab ihm nur gesagt, dass ich keinen Bock drauf hab'. Auf einmal hat er angefangen, wie ein blöder herumzuschreien. Christine ist dabei so erschrocken, dass sie ihren

Füller durch die Gegend warf. Sie hat er dann auch noch angeplärrt.“

„Der hat ja ´nen Knall!“ warf Willy ein.

„Da sagte ich nur, dass er sie doch in Ruhe lassen soll, weil sie nichts dafür kann, eine Behinderte zu sein. Der Brown war so baff, dass er gesagt hat, wir sollen uns den Aufsatz an den Hut stecken. Und schon war es mittag - Zeit zum heimfahren.“

„Da wäre ich zu gerne dabei gewesen. Zu dumm, dass ich die Schulaufgabe nachschreiben musste!“

„Das war fast so, wie damals, als Raymond seine KG angeschnauzt hat.“

„Oh, ja, Mann,“ kicherte Willy, „das war cool!“

Sie fuhren noch etwa sechs Meilen, bis sie eine kleine Baumgruppe erreichten, wo sie ein mitgebrachtes Schachbrett hervorzogen um eine Partie zu spielen. Das Spiel dauerte dieses eine Mal sehr lange. Zu lange. Steve gewann.

Es war ein wunderschöner, dennoch etwas kühler Abend und es war schon nach acht, als sie den Nachhauseweg antraten. Der Himmel präsentierte den atemberaubendsten Sonnenuntergang seit Langem.

„Ich sehe einen Engel! Sieh doch mal, Steve, das ist die Form eines Engels, oder?“

„Stimmt! Und da drüben ist ein Pferd mit Reiter. Dort unten sieht es aus wie eine Feuersbrunst!“

Begeistert teilten sich die Beiden Jungen ihre Phantasievollen Gedanken zu den Motiven, die der Himmel gezeichnet hatte, mit. Keines der Gebilde stand lange dort oben; sie änderten beständig ihre Gestalt. Sie sahen alle möglichen Tiere, Gesichter, Pflanzen oder Phantasy-Figuren.

„Jetzt ist es ein Kreuz geworden, Steve.“

Er fand es nicht auf Anhieb. Willy fuhr durch eine Pfütze.

„Da rechts, wo das Flugzeug gerade fliegt!“

Da war es! Nie hatte Steve zwei so gerade Linien am Himmel gesehen, die nicht von Menschlicher Technik verursacht worden waren. Das Gebilde glich tatsächlich einem Kreuz.

„Es verändert sich schon wieder!“ rief Steve.

„Als würde Jesus zu uns hersehen. Mann, das ist - er sieht uns direkt an, Steve!“

„Aber nur, wenn man zuviel Phantasie hat.“ lachte dieser.

Plötzlich wurde Willies Rollstuhl langsamer. Steve fuhr an seinem Freund vorbei, fuhr voraus. Nun bremste er und wartete. Willy kam nicht. Steve drehte sich um. Sein Schulfreund saß in seinem Rollstuhl, sah hektisch rechts und links an ihm hinunter. Fand nichts.

„Was ist los? Komm schon Willy, es wird schon dunkel!“

„Der Karren geht nicht mehr! Schrotthaufen!“

„Na, toll! Wie kommen wir jetzt heim?“ regte sich Steve auf.

„Null Ahnung, Steve. Schau mal ob die Motoren okay sind, ja?“

Steve fuhr ein paar mal langsam um ihn herum. Auch er fand nichts auffälliges. Die Sicherung war eingeschaltet, die Getriebeschalter eingerastet, selbst der Bremshebel war offen.

„Er müsste eigentlich fahren, Willy!“

Willy bekam es mit der Angst zu tun. Wie sollte er nun weiterkommen? Wenigstens funktionierten die Scheinwerfer und Blinker noch, sodass er nicht im Dunkeln herumstehen musste, wenn Steve Hilfe holen fuhr. Aber allein mitten in der Prärie? Das würde ihm sicherlich nicht leicht fallen. Es gab keine andere Möglichkeit.

„Steve, ich warte hier, fahr voraus - sag deinen Eltern Bescheid, dass sie mich holen sollen!“

„Bin schon weg. Mach's gut! Erfriere mir bloß nicht!“

Weg war er.

Steve hatte noch mindestens fünf Meilen zurückzulegen. Gekonnt wich er jedem noch so kleinen Hindernis aus, damit er nicht ebenfalls stehen blieb, den sonst wären sie verloren gewesen. Nach etwa 45 Minuten erreichte er den Ort, in dem er wohnte. Er donnerte mit seinem Rollstuhl gegen die Haustür, damit man schneller aufmachte.

„Steve!“ Alice war sichtlich ungehalten. „Wo wart ihr so lange? Es ist neun Uhr! Wo ist Willy?“

„Hör doch erst zu, Mom!“ bremste Steve seine Mutter. „Willies Rollstuhl ist im Eimer. Er steht ungefähr anderthalb Meilen vor der Baumgruppe da drüben.“ Er deutete in die Richtung.

„Hoffentlich habt ihr euch nicht erkältet! Ihr seid ja viel zu dünn angezogen.“

„Mom, keiner von uns Beiden hatte auf die Uhr geschaut. Außerdem war es heute schon mal wärmer,

oder?“

„Geh hinein - wärm dich auf, ich hole Willy! Dad ist noch im Büro. Ich beeile mich.“

Sie nahm den Wagenschlüssel.

Von weitem schon konnte Alice den jungen Mann erkennen, denn er hatte die Scheinwerfer, sowie die Warnblinker eingeschaltet. Sie hielt vor ihm. Sprang aus dem Auto.

„Oh je, was ist denn das? Soll ich sie vielleicht mitnehmen, ich muss in die gleiche Richtung.“ versuchte sie krampfhaft zu scherzen.

„Das wäre zu nett von ihnen, Mrs.“ erwiderte Willy zitternd.

Gegen 11 Uhr kamen Willies Eltern, um ihn abzuholen. Er konnte sich bei den Reynolds aufwärmen und als sie abfuhren, hatte er wieder jene gesunde Gesichtsfarbe, die er an diesem Nachmittag mitgebracht hatte. Trotz des schiefgelaufenen Abends waren Steve und Willy zufrieden mit dem Tag. Sie hatten eine Menge Spaß miteinander gehabt.

Am folgenden Tag klingelte am späten Nachmittag das Telefon. Mrs. Jordan hatte angerufen, um nachzufragen, ob Steve gesund war. Verwundert bestätigte Alice das und fragte, weshalb sie das wissen wolle.

„Ach, Mrs. Reynolds, Willy liegt im Bett. Er hat sich schrecklich erkältet und Fieber hat er noch dazu.“

„Oh nein, das ist ja furchtbar. Meinen sie, die hat er sich gestern Abend zugezogen?“

„Ich glaube schon, woher sollte er sie sonst haben?“

„Da haben sie allerdings Recht. Mrs. Jordan, es tut mir Leid, dass das passiert ist! Kann ich irgendwie helfen?“ fragte Alice mitleidig.

„Nein, nein, es geht schon; das bekommen wir schon hin, da bin ich zuversichtlich.“ erwiderte Mrs. Jordan unbeschwert.

„Aber wenn sie was brauchen, dann melden sie sich bei mir.“

„Das ist nett von ihnen, grüßen sie mir Steve und ihren Mann. Willy ruft nach mir; Wiederhören.“

„Auf Wiedersehen, bis dann!“ verabschiedete sich Alice.

Steve stand neben seiner Mutter. „Was ist mit Willy passiert?“ wollte er wissen.

„Er hat sich bei eurem gestrigen Ausflug erkältet; jetzt liegt er mit Fieber im Bett.“

„Aber Mom, es war doch wirklich nicht so kalt gestern Abend - ich bin nicht krank. So ein Mist!“

Alice erkannte, dass sich ihr Sohn große Sorgen um seinen Freund machte, versuchte ihn zu beruhigen. „Er packt es schon! Du kannst nichts dafür und Willy genauso wenig. Woher hättet ihr denn wissen sollen, dass sein Rollstuhl plötzlich ausfällt?“

„Es ist nicht so schlimm, nur - mit Raymo...“ er brach seinen Satz abrupt ab. Sein Blick schien ins Nichts gerichtet zu sein.

In diesem Augenblick wusste sie, dass er ihr etwas mitteilen wollte, sich aber nicht traute; deshalb begann sie etwas genauer nachzuforschen. „Was wolltest du sagen, Steve?“

„Nichts wichtiges.“

„Glaub mir, ich werde es keinem weitersagen - du darfst mir vertrauen.“ versprach Alice.

„Ich meinte, dass es mit...“ ein zweites Mal sprach er nicht weiter. „Darüber kann ich jetzt nicht reden; vielleicht ein Andermal, Mom.“

Er ließ sie in der Küche zurück, saß bald alleine auf der Veranda des Hauses. In dem kleinen Garten blühten viele prächtige Blumen, die ihren Duft verströmten. Bienen und Hummeln eilten geschäftig zwischen den einzelnen Blüten umher, gingen unablässig ihrer Arbeit nach. Ihr sanftes Summen schwebte in der leicht flimmernden Luft. Steve versank in die Beobachtung der kleinen, fleißigen Tierchen. Ein großer, blauer Schmetterling setzte sich auf das Geländer und breitete seine Flügel aus. So war er am verwundbarsten, so zeigte er aber seine volle Schönheit. Steve sah genauer hin. Die unglaublich dünnen Flügel des zerbrechlichen Geschöpfes hatten schwarze Ränder, welche in regelmäßigen Abständen abwechselnd dicker und dünner wurden. Sie waren weiß gepunktet. Leuchtendes Blau war ihre Färbung. Steve bewegte sich langsam auf das kleine Lebewesen zu und trotzdem blieb es auf seinem Landeplatz sitzen. Mit einer flinken Bewegung fing er es ein, hob es an sein Ohr, lauschte. Nur leises Rascheln, durch die ängstlichen Flügelschläge verursacht, war zu hören, schließlich verstummte das Geräusch. Steve nahm eine Hand weg. Der Schmetterling saß dort,

die Flügel zusammengefaltet, ohne die geringste Anstalt zum Abflug zu zeigen. Erstaunt blickte Steve seinen Schmetterling an. Plötzlich, anscheinend zögernd breitete er seine schimmernden Tragflächen wieder aus. Beinahe so, als wolle er sagen, sieh mich an, wie schön ich trotz meiner Größe und Schwachheit bin, dachte Steve. „Na, flieg´ schon!“ flüsterte er. Das Insekt blieb einen kurzen Augenblick, dann flog es davon. Noch tänzelte es durch die Luft, schnell zu weit von Steve entfernt, als das er es noch länger beobachten hätte können.

Er fuhr die Rampe zur Straße hinunter. Steve war auf dem Weg zum Jugendtreff der Kleinstadt, wo er nachsehen wollte, was geboten wäre. Dort angekommen sah er jedoch, dass keiner seiner Freunde dort war. Er fuhr einige Male um das kleine, über und über mit Graffiti besprühte Haus; niemand sonst war da. Vom Hoftor drangen Stimmen herüber, weshalb Steve eiligst dorthin fuhr; vielleicht waren Freunde gekommen. Zu seiner Enttäuschung waren es Leute, die er bisher nicht kannte. Möglicherweise konnte sich aber etwas wie eine Freundschaft entwickeln. Steve schöpfte Hoffnung. Demonstrativ fuhr er mit höchster Geschwindigkeit und durchdrehenden Rädern um die Ecke.

„Hey, was hat der denn für ein cooles Gefährt?“ fragte einer.

Der Rollstuhlfahrer stand etwas misstrauisch, mit entsprechendem Sicherheitsabstand an der Infotafel. Dennoch hatte er ein gutes Gefühl.

„So´n Ding hab ich schon mal irgendwo gesehen!“ rief ein anderer.

„Klar, hinten in der Biggs-Street, da wohnt einer mit so´nem Teil. Reynolds müssten die Leute dort heißen.“ mischte sich ein Dritter ein. „Man sagt, der hätte ´ne schlimme Krankheit, die ansteckend sein soll!“

„Ja, das hab ich auch gehört!“ sagte ein kleinerer Junge, der eine Baseballkappe trug.

Nun sagte Steve etwas: „Ich heiße Reynolds, aber ich habe nichts ansteckendes!“ Langsam fuhr er zu dem Grüppchen hinüber.

„Scheiße!“ rief der kleinere, „schnell weg hier, das ist der mit dieser Krankheit!“ Er wollte gerade weglaufen, aber der größte unter ihnen hielt ihn fest. „Mann, lass los, verschwinden wir!“

„Mike, du Affe; er hat doch gerade eben gesagt, dass das nicht stimmt. Warte doch mal, der ist bestimmt ganz lässig drauf!“

Diese Worte gaben Steve den Anstoß, den er noch gebraucht hatte. „Hi, ich bin Steve.“ sagte er fröhlich.

Der große ging zu ihm. Er war groß und schlank, seine Arme muskulös, von der Sonne gebräunt. Er hatte eine zerrissene Jeans, ein T-Shirt der Gruppe Nazareth und viel zu große, ausgelatschte Reebok-Turnschuhe an. Seine Haare waren etwa schulterlang. „Ich bin Walter, cool, dich kennen zu lernen; Wir wollen Basketball spielen - machst du mit?“ Walter schüttelt ihm stürmisch die Hand, sodass Steves ganzer Oberkörper mitwackelte.

„Wenn das mit dem Gerät hier funktioniert!“ sagte Steve zurückhaltend.

„Das sehen wir ja dann!“ ermutigte ihn Walter, den Ball in der Hand, zuversichtlich. Er drehte sich zu seinen Kumpels um „Steve wird mitmachen. Wenn es funktioniert ist es gut und wenn nicht, werden wir und er das genauso überleben, Okay?“

„Also, auf geht's, fangen wir an!“ rief einer.

„Der kleine da ist Mike - der ist schon fünfzehn - spielt ziemlich gut. Das hier ist Brian, unser Hip-Hopper.“ Brian hüpfte in die Luft, wobei seine riesige Hose herumflatterte.

„Yo, man!“ bestätigte Brian, einen Arm nach vorne gestreckt und den Zeigefinger auf Walter gerichtet..

„Hi, Jungs.“ sagte Steve, als würde er sie seit Jahren kennen.

„Und Shi-Reng heißt er!“ Walter klopfte mit der Hand auf Shi-Rengs Rücken. Offenbar war er ein Sohn asiatischer Eltern.

Walter warf den Ball zu Mike. Geschickt trippelte er den Ball zwischen seinen Freunden hindurch. Mit einem gewaltigen Sprung verfrachtete er den Ball in den rostigen Korb. Eigentlich konnte man nicht mehr von einem Korb sprechen, weil es sich lediglich um den Ring handelte. Da das Spiel schon begonnen hatte, rannten alle zum Spielfeld. Steve rollte hinterher. Walter hatte nun den Ball. „Steve, deiner!“ der Ball flog auf den Rollstuhlfahrer zu, der ihn sicher fing. Er kannte die Regeln des Spiels, das er schon in der Schule ausgeübt hatte, darum konnte er, den Ball trippelnd, zum Spielfeld hinüberfahren. Schnell gab er den Ball an Walter ab.

„Fahr zum Korb, Steve!“ wies er an.
Mike bekam den Ball. Er nutzte seine geringe Größe hervorragend zu seinem Vorteil. Der erste Treffer war erzielt worden. Den zweiten Treffer konnten Shi-Reng und Brian für sich verbuchen.
Nach kurzer Zeit sagte Steve „Ich muss aufhören, Pause machen.“ Er fuhr vom Platz.
Die Anderen spielten noch um die Entscheidung des Matches. Steve schaute begeistert zu, wie seine neuen Freunde mit dem Ball umgingen. Walter und Mike gewannen schließlich knapp. Sie gingen zu Steve, setzten sich ebenfalls in den Schatten. Mike nahm einige Getränkedosen aus seiner Sporttasche. Auch ihr etwas außergewöhnlicher Teamkollege bekam eine davon.
„Du hast das ganz gut drauf mit dem Gerät!“ sagte Brian. „Aber warum hast du so schnell aufgehört?“ wollte er wissen.
Steve überlegte, wie er es am Besten erklären sollte. Die Jungs waren nach anfänglicher Unsicherheit so unbeschwert auf ihn eingegangen, dass er gerne antwortete.
„Ich habe nicht viel Kraft. Das Basketball hat mich ziemlich angestrengt, darum musste ich aussetzen.“
„Aber du siehst doch ganz normal aus - abgesehen von deinem Rollstuhl, natürlich!“ warf Walter ein.
„Wie heißt dein“ er suchte nach dem passenden Ausdruck, „also die Behinderung, die du hast?“
„Muskeldystrophie.“
„Komisches Wort!“ grinste Mike.
„Ja, stimmt; da brauchst du ein Buch, um zu kapieren, was das bedeuten soll.“ bestätigte Steve ebenfalls etwas amüsiert.
„Aber es hat was mit den Muskeln zu tun, oder?“ fragte Brian.
„Muskelschwund aber nicht.“ stellte Mike fest.
„Doch! Genau das.“ berichtigte Steve.
Betretenes Schweigen.
„Wie wär's, wenn wir heute Abend zu fünft die Gegend unsicher machen würden?“ unterbrach Walter die Stille. „Mal anständig einen draufmachen, meine ich!“
„So richtig original einen heben?“ fragte Shi -Reng.
„Geile Idee!“ freute sich Brian, „Und Steve nehmen wir mit!“
„Das wäre ´ne Sache!“ sagte dieser.
„Okay, noch ein Match.“ Walter stand auf, nahm den Ball.
„Wann treffen wir uns heute Abend?“ fragte Steve, der den Heimweg antreten musste.
„Tja, wann, Jungs?“
„Um halb acht?“
„Gut, bis dann, ich muss jetzt fahren. Danke, dass ihr mit mir was unternehmen wollt. Ich bin dann um halb acht fertig. Fahren wir mit dem Auto oder gehen wir zu Fuß?“
Die jungen Leute warfen sich fragende Blicke zu. Hatte dieser Steve nicht *zu Fuß* gesagt?
„Zu Fuß?“ wunderte sich Mike.
„Also - ich fahre natürlich!“ lachte er lauthals.
Mike, Walter, Shi-Reng und Brian begannen ebenfalls zu lachen. Für Steve war es so normal, *gehen* zu sagen, wenn er eigentlich *fahren* meinte - für die Anderen war es eher eine Kuriosität, dass jemand, der einen Rollstuhl brauchte, so redete.
Brian erklärte „unsere Stammkneipe ist ein paar hundert Meter von hier, da können wir zu Fuß hingehen. Ich weiß wo du wohnst. Da hole ich dich ab.“
„Alles klar, bis dann Leute! Ich *gehe* jetzt nach Hause. *Zu Roll* sozusagen.“ scherzte Steve.
Nachdem sich die neuen Freunde verabschiedet hatten, fuhr Steve davon. Die Anderen blieben noch am Jugendtreff, wo sie weiter Basketball spielten. Sobald jemand das Wort *gehen* aussprach, brachen alle wieder in überaus albernes Gelächter aus. Einmal mussten sie sogar ein Match von vorne zu zählen beginnen, weil man den Punktestand im Gelächter vergessen hatte.

„Mom, heute Abend werde ich nicht zuhause sein.“
Verwundert sah Alice auf. „Warum das?“ fragte sie.
„Ich werde mit einigen Freunden weggehen.“
„Wohin wollt ihr?“ Alice hatte keinen Schimmer, was er vorhatte.

„Ach, irgendeine Kneipe. Wir wollen uns einen lustigen Abend machen.“

„So, so, wie heißt denn die Kneipe?“ Sie ließ nicht locker.

„Weiß ich nicht. Die Anderen sagten, es wäre ihre Stammkneipe, wo sie immer seien.“

„Ich möchte dich ja nur ungern deiner Illusionen berauben, aber meinst du wirklich, sie würden dich in deinem Alter reinlassen?“ Immerhin war Steve nicht volljährig, als er mit seinen Plänen herausrückte.

„Keine Ahnung, probieren kann man es!“

„Das halte ich für keine gute Idee, mein Sohn.“ wehrte Alice ab.

Steve wurde ärgerlich. „Mom, was soll das werden? Ich hab keinen Bock drauf, immer nur daheim herumzuhocken. Findest du nicht, dass es an der Zeit ist, mal rauszukommen?“

„Du bist erst